

DEIN ANTLITZ SUCHE ICH, O HERR
(PS 27,8)

DEIN ANTLITZ SUCHE ICH, O HERR
(PS 27,8)

22. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2014
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.
Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, Januar 2015
ISBN 978-3-9814138-3-0



Copyright © 2015 Initiativkreis
katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der
Autorenrechte.
Satz und Layout: Gerhard Stumpf

Umschlaggestaltung: Gerhard Stumpf
Original des Bildes: Veronica, El Greco, Prado

DEIN ANTLITZ SUCHE ICH, O HERR
(PS 27,8)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Gerhard Stumpf</i>	7
Das Heilige Antlitz – Geschichte und Mythos der „wahren Abbilder“ des Herrn <i>Michael Hesemann</i>	11
„Wer Gott sucht, wird ihn finden, und wer ihn findet, wird ihn loben.“ Augustinus <i>Anton Ziegenaus</i>	33
Dem leidenden Jesus nachfolgen. Die hl. Anna Schäffer aus Mindelstetten <i>Josef Kreiml</i>	51
Die Kreuzesmystik der Therese von Konnersreuth <i>Wolfgang Vogl</i>	71
Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt ... Christi Antlitz im Antlitz des Nächsten <i>Christian Schulz</i>	95
Die Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi. Eine theologische Meditation zu 2 Kor 3,4 - 4,6 <i>Georg Gantioler FSO</i>	119

Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte – an Dich! <i>Hildegard Brem OCist</i>	141
Das Antlitz Gottes im Antlitz der Kirche <i>Winfried Abel</i>	163
Durch die Augen der Ärmsten blickt uns Jesus an. Mutter Teresa <i>Leo-M. Maasburg</i>	177
Predigten	199
Die ersten Worte Jesu Predigt zum Abschluss der 22. Theologischen Sommerakademie <i>Vitus Huonder</i>	201
Dein Antlitz suche ich, o Herr Predigt zur Eröffnung der 22. Theologischen Sommerakademie <i>Anton Ziegenaus</i>	206
Wo die Not am größten ist Predigt zum Herz-Jesu-Freitag <i>Anton Ziegenaus</i>	209
Referenten	211

Vorwort

Die Grundfragen der menschlichen Existenz lauten: Woher komme ich? Was ist der Sinn meines Lebens? Wohin gehe ich? Ohne Antwort auf diese Fragen bleibt für den Menschen alles im Horizont des Zufalls. Im Wohlstand nach der grundlegenden Ursache der eigenen Existenz zu forschen, scheint allzu mühsam. Einfacher ist es, in den Tag hinein zu leben, im Rahmen des Möglichen das Leben zu genießen und eine Wertordnung zu akzeptieren, die zum angeblich schadlosen Genuss des Lebens einlädt. Statt Orientierung an der ewigen Wahrheit, zieht man den Relativismus vor, weil dann der Katalog der Werte von der individuellen Einstellung abhängt. Als könne der Mensch sich selber genügen, als Individuum und im Rahmen der Menschheit. Und doch bricht im Menschen immer wieder die Frage auf: Wer bin ich? Denn der Mensch kann sich nur erkennen, wenn er weiß, woher er kommt. Wenn er dann um seinen eigentlichen Ursprung weiß, sieht er auch das Ziel seines Lebens und kann danach sein Leben gestalten .

In der Stille des Gebetes, auf dem Weg des geistlichen Suchens, lässt sich in ihm die Stimme Gottes vernehmen: Suche mein Antlitz! Der Mensch soll sein Herz nicht im Materiellen, nur in Raum und Zeit sinnlich Erfassbaren verankern, sondern im Unvergänglichen, in Gott, der alles umfasst. Im Psalm heißt es: „Sucht mein Angesicht! Dein

Angesicht, Herr, will ich suchen. Verbirg nicht dein Gesicht vor mir“ (Ps 27, 8–9).

„Gottes Antlitz ist also das Ziel der geistlichen Suche des Beters. Am Ende tritt eine unbestrittene Gewissheit hervor, nämlich ‚die Güte des Herrn ... schauen‘ zu können (vgl. V. 13). „In der Sprache der Psalmen bedeutet ‚das Angesicht des Herrn suchen‘ oft den Eintritt in den Tempel, um die Gemeinschaft mit dem Gott Zions zu feiern und zu erfahren. Aber dieser Ausdruck schließt auch das mystische Erfordernis der göttlichen Vertrautheit durch das Gebet ein. In der Liturgie und im persönlichen Gebet wird uns also die Gnade geschenkt, das Antlitz zu erahnen, das wir in unserem Leben auf Erden nie unmittelbar sehen werden (vgl. Ex 33,20). Aber Christus hat uns in erreichbarer Form das göttliche Antlitz geoffenbart und uns versprochen, dass wir bei der endgültigen Begegnung in der Ewigkeit – so schreibt der hl. Johannes – ‚ihn sehen (werden), wie er ist‘ (1 Joh 3,2). Und der hl. Paulus fügt hinzu: ‚... dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht‘ (1 Kor 13,12)“ (Joh. Paul II. Audienz am 28.4.2008).

So kann die Betrachtung des Grabtuchs von Turin und des Volto Santo von Manoppello zur tieferen Begegnung mit dem lebendigen Christus führen. Bei der Tradition der Tücher in der Geschichte darf man nicht stehen bleiben. Und doch scheint in den Bildern die Menschwerdung Gottes, sein Leben, Sterben und die Auferstehung auf. Der Weg führt also von der Betrachtung zur Begegnung.

Auch die Begegnung mit den Heiligen, die nach dem Antlitz Gottes suchen, dient dem Suchenden. In seinem Beitrag zu Augustinus sagt Ziegenaus (S. 51): „Das Suchen und Finden umfasst einen Komplex von eigenem und fremden Bemühen um die Gnade des Glaubens. Der Glaube ist ein Geschenk

und bleibt ein Geheimnis.“ Oft ist der Weg des Suchens lang und geht über Umwege. Doch wenn der Suchende zum Ziel kommt, wird er der göttlichen Gnade gewiss. In aller Demut lobt er seinen Schöpfer und Erlöser.

Therese Neumann von Konnersreuth war bereit, das Kreuz Christi mitzutragen: „So ging es in der Kreuzesmystik Therese Neumanns um die mystisch-visionäre, aber auch sakramentale und bewusst gläubig-vertrauende gebetsmäßige Aneignung der Liebe Christi, um sie im Sinne des stellvertretenden und sühnenden Leidens und Betens weiterschenken zu können“ (W. Vogl, S. 89). „Anna Schäffer war eine Frau aus dem einfachen Volk; ihr Schicksal war menschlich tragisch. Doch sie hat in ihrer beengten Situation geistliche Erfahrungen gemacht, die ihren Blick geweitet haben. Behinderung und Leid waren Ansatz für geistliches Wachstum“ (J. Kreiml, S. 69). Paulus lässt sich ganz in Christus hinein nehmen: „Der heilbringende Sinn des Leidens in Christus leuchtet im Apostel als ganz eigene Herrlichkeit auf“ (G. Gantioler S. 141).

Das Leben Jesu und seine Worte offenbaren uns den Gott, der die Menschen liebt. So wird der Mensch, der die leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit an seinen Mitmenschen übt, das Antlitz Gottes wahrnehmen. „Das Heil der Seele ist Ziel und Hauptgegenstand der christlichen Liebe, die christliche Liebe aber hat den Menschen als Ganzen mit all seinen Nöten – eben auch den leiblichen, die ja letztlich unlöslich verwoben sind mit dem seelischen und übernatürlichen Leben – in den Blick zu nehmen“ (Chr. Schulz S. 121).

Die Begegnung mit Gott ist immer auch die Begegnung mit der Trinität. So war die Mystik Gertruds von Helfta immer trinitarisch ausgerichtet. „Stets ging es bei ihr um

die Teilnahme am Leben der ‚seligen und stets ruhigen Dreifaltigkeit‘, denn sie wandte sich stets in Vereinigung mit dem Sohn im Heiligen Geist dem Vater zu“ (H. Brem, S.160).

Schließlich muss der Zusammenhang zwischen dem Antlitz Christi und dem Antlitz der Kirche betrachtet werden. Die Kirche, von Christus auf den Felsen Petri gebaut, Hüterin der Worte Jesu und der von Christus eingesetzten Sakramente ist der weiterlebende Christus. „Christus in seiner vollendeten Gestalt, – das ist die Kirche“ (W.Abel, S. 178). Je ähnlicher die Glieder der Kirche Christus werden, umso besser kann das Antlitz Christi in der Kirche (Gott und den Menschen zugewandt) erkannt werden.

„Wie aber Christus will, dass die einzelnen Glieder Ihm ähnlich werden, so wünscht Er es auch vom ganzen Leib der Kirche. Und das geschieht in der Tat, indem die Kirche nach dem Vorbild ihres Stifters lehrt, leitet und das göttliche Opfer darbringt. Außerdem stellt sie durch Befolgung der evangelischen Räte die Armut, den Gehorsam und die unberührte Keuschheit des Erlösers in sich dar. In ihren zahlreichen und verschiedenartigen religiösen Gemeinschaften, die gleichsam ihre Kleinode bilden, zeigt sie uns gewissermaßen Christus selbst, wie Er auf dem Berge betrachtend betet oder den Volksscharen predigt oder die Kranken und Verletzten heilt, die Sünder zum Guten bekehrt, oder allen Wohltaten spendet. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Kirche, solange sie hier auf Erden weilt, nach dem Beispiel Christi auch mit Verfolgungen, Misshandlungen und Leiden heimgesucht wird“ (Pius XII., *myst. corp.*).

Das Heilige Antlitz – Geschichte und Mythos der „wahren Abbilder“ des Herrn

Michael Hesemann

Vor ziemlich genau acht Jahren, am 1. September 2006, pilgerte Papst Benedikt XVI. in das Abruzzendorf Manoppello, um dort ein geheimnisvolles, lange verschollen geglaubtes Christusbild zu verehren: das Volto Santo, das Heilige Antlitz, das uns auf einem hauchdünnen Schleier aus Muschelseide (Byssus) geheimnisvoll anlächelt. Eine Woche später, auf einer Generalaudienz am 6.9.2006, reflektierte er das Geschaute mit den Worten:

„Um es gemäß dem Paradox der Menschwerdung auszudrücken, können wir wohl sagen, dass Gott ein menschliches Antlitz angenommen hat, das Antlitz Jesu, und infolgedessen brauchen wir von nun an, wenn wir das Antlitz Gottes wirklich erkennen wollen, nichts anderes tun, als das Antlitz Jesu zu betrachten! In seinem Antlitz sehen wir wirklich, wer Gott ist und wie Gott ist!“

Was wissen wir über dieses geheimnisvolle Christusbild, das den Papst offenbar so tief bewegte? Seine dokumentierte Geschichte ist kurz erzählt. 1638 bekamen die seit 1620 in Manoppello angesiedelten Kapuziner das Volto Santo von Dr.

Donato Antonio de Fabritijs geschenkt. 1640 veröffentlicht Fr. Donato da Bomba seine Nachforschungen über dessen Geschichte.

Danach habe ein Unbekannter (oder „Engel“) 1506 einem Dr. Giacomo Antonio Leonelli ein verschlossenes Paket mit dem Schleierbild übergeben. Das Tuch sei über Generationen vererbt worden, um 1608 Marzia Leonelli und ihrem Mann, dem Dieb Pancrazio Petrucci, versprochen, dann aber verweigert zu werden. Petrucci stahl es, landete wegen eines anderen Diebstahls im Gefängnis. Da verkaufte Marzia Leonelli das Tuchbild an de Fabritijs, um ihren Mann aus der Haft freizukaufen.

Von Anfang an war den Mönchen klar, dass es sich um kein gewöhnliches Kunstwerk handeln konnte; sie hielten es für das Werk eines Engels. 1703 versuchten die Mönche, den Schleier in einen anderen Rahmen zu legen – das Bild verschwand. 1977 ließ Bruno Sammariccia den Schleier mit dem polarisierenden Licht einer Wood-Lampe, die in langwelligem UV-Licht Details sichtbar macht, durchleuchten – das Bild schien nicht zu reagieren, das Licht ging ins Leere, „was den physikalischen Gesetzen widersprach“. Diese Entdeckung veranlasste den Kapuzinermönch P. Domenico da Cese, die Öffentlichkeit über das Volto Santo zu informieren. Durch ihn erfuhr der Journalist Renzo Allegri von dem Schleierbild und veröffentlichte einen vielbeachteten Artikel. Die deutsche Trappistin Blandina Paschalis und der römische Kunsthistoriker Prof. Heinrich Pfeiffer SJ wurden auf Manoppello aufmerksam, schließlich der deutsche Journalist Paul Badde. Doch auch die wissenschaftlichen Forschungen gingen weiter:

- 1999 untersuchte Prof. Donato Vittore/Uni Bari das Tuch, scannte es mit einem hochauflösenden Digitalscanner

- und fand wider Erwartens keine Farbreste oder Lösungsmittel. Auch Wasserfarbe konnte ausgeschlossen werden.
- 2001 untersuchte Prof. Giulio Fanti/Uni Padua den Schleier spektrographisch, mit ultraviolettem und infrarotem Licht. Seine 2007 veröffentlichten Ergebnisse: a/ In den Zwischenräumen der Fäden fanden sich keine Pigmente; b/ keine Pigmente sind für die Färbung der Fäden verantwortlich; c/ Ursache für die Färbung des Gewebes konnte nicht bestimmt werden. Fazit: Es war nicht das Werk eines Künstlers. Ein übernatürlicher Ursprung ist wahrscheinlich.
- 2004/5 ließ Paul Badde es von der Muschelseide-Expertin Chiara Vigo untersuchen: Es besteht aus Muschelseide (Alexandrinischer Byssus). Muschelseide lässt sich nicht bemalen!
- Auch eine erneute Untersuchung 2007 durch Prof. Pietro Baraldi/Uni Modena ergab, dass es keine Fluoreszenz = keine Farbpartikel aufweist: „Das Bild sitzt substanzlos im Gewebe des Schleiers.“

Es scheint also offenbar tatsächlich ein Mysterium, ein Acheiropoieton, ein „nicht von Menschenhand gemachtes“ Wunderbild zu sein. Doch wie entstand es und wie kam es wirklich nach Manoppello? Prof. Heinrich Pfeiffer SJ, Kunstgeschichtler an der Gregoriana, hält die Jahresangaben in der Geschichte des Volto Santo für einen versteckten Hinweis: 1506 wurde der Grundstein für den neuen Petersdom unterhalb des Veronika-Pfeilers gelegt. 1608 wurde das Schweiß Tuch der Veronika in seinen neuen Schrein überführt, 1628 der neue Petersdom eingeweiht. Pfeiffer ist überzeugt, dass hier eine Verbindung besteht: Dass das Volto Santo das geheimnisvolle „Schweiß Tuch der

Veronika“ ist, das im Mittelalter, speziell zu den Heiligen Jahren, die Pilger anzog – und dass es, weshalb auch immer, gegen eine andere Reliquie ausgetauscht und nach Manoppello gebracht worden ist.

Über 25 Millionen Pilger strömten im Heiligen Jahr 2000 nach Rom, um an den Gräbern der Apostel zu beten und den Jubiläumsablass zu empfangen. Die Tradition der Heiligen Jahre geht auf Papst Bonifatius VIII. zurück, der 1300 das erste Jubeljahr ausrief. Erst alle hundert, dann alle 50 und schließlich alle 25 Jahre zogen seitdem die Pilger in die

Ewige Stadt, um dort den „Jubiläumsablass“ zu empfangen. Die mittelalterlichen Rompilger besuchten natürlich die Apostelgräber, die sieben Pilgerkirchen. Aber ihr eigentliches Ziel war die Petrusbasilika – nicht den Papst, sondern Christus selbst hofften sie dort zu erblicken: Sein heiliges Antlitz auf dem Schleier der Veronika. Kein Geringerer als Dante verewigt dieses Streben im 31. „Gesang des Paradieses“ seiner „Göttlichen Komödie“:



mittelalterliche Holzschritte zeigen, wie drei Domherren mit dem Tuchbild die Pilger segnen.

„Wie jener, der, vielleicht aus Kroatien, zu unserer Veronika mit altem Sehnen kommt, und sich nicht satt an ihrem Anblick sehen kann, und der, nachdem er sie geschaut, sich fragt: ‚Mein Herr Jesus Christus, wahrer Gott, bist Du als Mensch denn so erschienen?‘“

Der mittelalterlichen Legende nach war Veronika eine fromme Frau aus Jerusalem, die am ersten Karfreitag nach draußen lief, als sie den Lärm des Kreuzigungs-Zuges hörte. Sie sah Jesus, der unter Schmerzen den schweren Kreuzesbalken trug, sein schweißgenässtes, blutüberströmtes Gesicht. Aus Mitleid reichte sie ihm ihr Schweißtuch. Als er sich damit das Gesicht getrocknet hatte, gab er es ihr zurück – mit seinem eingepprägten Antlitz. Später brachte es Veronika mit nach Rom. Sein Anblick heilte den Kaiser Tiberius von einer schweren Krankheit.



*Veronika-Weisung im Petersdom, 2013 von Michael Hese-
mann fotografiert*

In der Schatzkammer des Petersdomes findet sich noch heute der zerbrochene Rahmen aus der Zeit Innozenz III. (1198-1216), in dem den mittelalterlichen Pilgern die Veronika „gewiesen“ wurde. Doch auch heute noch werden im Petersdom jedes Jahr am Passionssonntag um 17.00 Uhr nach der Vesper die Gläubigen mit einer „Veronika“ gesegnet, die sich jetzt in einem schweren Metallrahmen aus dem 17. Jahrhundert befindet.

Was veranlasste also den mit Rom so gut vertrauten Jesuiten-Professor, die „wahre“ Veronika in Manoppello zu vermuten? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen Blick auf die „heutige Veronika“ werfen. Auch wenn es streng verboten ist, das Schweiß Tuch in seinem Metallrahmen aus der Nähe zu fotografieren, gibt es neben Teleobjektivaufnahmen noch einige präzise Reproduktionen wie jene, die Caterina Savelli im Jahre 1617 Kaiser Karl VI. schenkte und die sich heute in der Wiener Hofburg befindet. Sie alle zeigen das Antlitz als dunkle, fleckige Fläche, auf der sich bestenfalls Nase und Augen noch erahnen lassen. Tatsächlich bestätigen Kunsthistoriker und Historiker, die (wie der Autor dieser Zeilen) die Veronika in ihrer Kapelle aus nächster Nähe studieren konnten, dass auf ihr allenfalls Spuren eines Gesichtes, ein Haaransatz, vor allem aber Flecken auf braunem Untergrund, zu sehen sind. Eine Untersuchung, in Auftrag gegeben durch die Fabbrica di S. Pietro, ergab den Grund: Im Mittelalter hatte man versucht, das Tuchbild durch die Bestreichung mit Fischöl zu konservieren, was allerdings den gegenteiligen Erfolg hatte: Das Leinen verfärbte sich tief braun, die Konturen verschwanden, eventuelle Farbe löste sich auf.

Dabei ist auch die vatikanische Reliquie verehrens-würdig. Als Papst Pius IX. 1848/9 nach Gaeta fliehen musste, ordnete

er die tägliche Zeigung der Veronika im Petersdom an. Dabei kam es am 6.1.1849 zu folgendem Zwischenfall, von dem uns ein zeitgenössisches Dokument in den Archiven des Vatikans berichtet:

„Der Hwst. Domherr Fantaguzzi zeigte um 14.45 die Reliquie, wie er es in den Tagen zuvor getan hatte, von der Loggia der S. Veronica. Während die Chorherren und die Priester auf die Knie fielen und die vorgeschriebenen Gebete verrichteten, wurde vor der Schließung des Schrankes beobachtet, wie in dem Abbild das lebendige Abbild unseres Herrn Jesus Christus, wie es noch nie zuvor in der Vergangenheit gesehen wurde, erschien. Zuvor war nicht die geringste Spur davon zu sehen gewesen. Egal, wie man das Bild hielt und ob man sich ihm näherte oder sich von ihm entfernte, das Bild blieb erhalten.

Um den letzten Verdacht, es könne sich um eine Illusion handeln, zu widerlegen, lud man die Römer Luigi und Raffaele sowie Cioli, Nisini und Vallerano aus der Diözese Civitavecchia und den Sanpietrino Paolo Paraccini aus Rom, die auf dem Flur waren, ein. Sie hatten das heiligste Antlitz schon oft gesehen, sowohl in den letzten Tagen wie auch im Mai 1848, auch jetzt bestätigten sie einstimmig, was die Chorherren gesehen hatten und dass dies keine Illusion, sondern greifbare Wirklichkeit war.“

Fortan wurden idealisierte Reproduktionen an die Gläubigen ausgegeben, von den Domherren von St. Peter besiegelt. Der sel. Leo Dupont verbreitete die Verehrung des hl. Antlitzes in der gesamten katholischen Welt. Auch die hl. Theresia vom Kinde Jesu und dem hl. Antlitz, wie ihr vollständiger Name lautete, wurde von ihm inspiriert.

Doch ist die heutige „Veronika“ auch die „Veronika“ des Mittelalters?

Dagegen sprechen fast sämtliche Werke von Künstlern des 14. bis 15. Jahrhunderts, etwa Bertram von Minden (um 1400), des Meisters vom Flémalle (um 1430), die zwischen 1345 und 1425 entstandene Darstellung des Schweißstuches im Frankfurter Kaiserdom oder das um 1355 im Auftrag Karls IV. entstandene Fresko im kaiserlichen Schlafzimmer auf der Burg Karlstejn bei Prag, um nur vier Beispiele zu nennen – sie gleichen wie Zwillinge dem Volto Santo von Manoppello, nicht aber der heutigen „Veronika“ von Rom. Selbst bei dem Christusmosaik in der Basilika St. Paul vor den Mauern, das Papst Innozenz III. (1198-1216) in Auftrag gab, scheint das Muschelseidenbild das Vorbild geliefert zu haben.

Auch ein Augenzeugenbericht aus dem Jahre 1511, er stammt von dem deutschen Augustinermönch Dr. Martin Luther, passt eher zum Volto Santo als zur heutigen „Veronika“:

„Veroniken thun und geben sie für, es sei unseres Herrn Angesicht in ein Schweißtüchlein gedruckt“, schreibt Luther. Dabei handle es sich doch um „nichts denn ein schwarz Bretlin, viereckt. Da hengt ein klaret lin für, darüber ein anderes klartet lin, welches sie auffziehen, wenn sie die Veronica weisen. Da kann der arm Hans von Jena nicht mehr sehen denn ein klaret lin für einem schwarzen bretlin.“

Tatsächlich ist die heutige „Veronika“ alles andere als ein „klaret lin“ (helles Leinen), sehr wohl aber der Schleier von Manoppello, auf dem tatsächlich bei zu starker Lichteinstrahlung das Abbild zu verschwinden scheint. Der Zeitpunkt, als das heute als „Veronika“ verehrte Bild das Volto Santo – die Veronika des Mittelalters? – ersetzte, lässt sich ziemlich genau datieren. Er muss zwischen 1617 und 1635 angesetzt werden: also genau zwischen dem angeblichen Diebstahl durch Petrucci 1608 und der Übergabe an die Kapuziner 1638!

1618 veröffentlichte Giacomo Grimaldi, einer der Kanoniker des Petersdomes, sein „Opusculum“ „über die allerheiligste Veronika und die Lanze, welche unserem Herrn Jesus Christus in die Seite gestoßen wurde, die sich beide höchster Verehrung in der vatikanischen Basilika erfreuen“. Das Titelblatt zierte ein Holzschnitt, der ziemlich eindeutig das Volto Santo in einem Schaurahmen zeigt. Doch 1635 erschien das Buch quasi in zweiter Auflage. Wieder schmückte die Veronika das Titelblatt, doch diesmal sah sie ganz anders aus: ziemlich exakt wie die Wiener Veronika-Kopie von 1617. Wenn aber das Volto Santo die „ursprüngliche“, jedenfalls vom 13. bis 16./frühen 17. Jh. im Petersdom verehrte „Veronika“ ist, ergeben sich daraus zwei Fragen:

Wann und wie kam es nach Rom?
Was ist das heute als „Veronika“ verehrte Bild?

Der Anfang der „Veronika“-Verehrung im Petersdom lässt sich exakt datieren. Es war 705, als Papst Johannes VII. (705-707) „das Ziborium des hochheiligsten Schweißtuches der Veronika und der Gottesmutter Maria“ in der damaligen konstantinischen Basilika weihte.

Dieses Jahr ist insofern relevant, weil es zusammenfällt mit dem Verschwinden des wichtigsten „nicht von Menschenhand gemachten“ Christusbildes der frühbyzantinischen Zeit, des „Schleiers von Kamulia“. Dieses Tuchbild, das Christi Antlitz zeigte, galt als Palladium; ihm schrieb man die Wirkkraft zu, das Reich und die Hauptstadt vor allem Unheil zu bewahren.

695 zog Kaiser Justinian II. (685-95 sowie 705-711) mit diesem Schleierbild in die Schlacht von Sebasteia ... und verlor. Der Empfang in der Hauptstadt war eisig. Seine

Gegner hatten geputscht, ergriffen den besiegten Herrscher und schnitten ihm die Nase ab; ein Verstümmelter konnte nie mehr Kaiser werden. Dann verbannten sie ihn in die Steppen Skythiens, der heutigen Ukraine.

Doch Justinian gab nicht auf. Um wieder Kaiser sein zu können, ließ er seine Nase durch eine Prothese aus purem Gold ersetzen. Er schlug sich nach Westen durch, heiratete eine bulgarische Prinzessin und zog gen Konstantinopel, das er 705 mit Hilfe bulgarischer Truppen eroberte. Wieder an der Macht, übte der „Goldnasige“, wie er jetzt hieß, blutige Rache. Seine einstigen Gegner und alle, die er für Verräter hielt, ließ er hinrichten, Patriarch Kallinikos aber blenden und nach Rom verbannen. Auch das bislang verehrte Heilige Antlitz von Kamulia, das er für seine Niederlage verantwortlich machte, verschwand aus der Hauptstadt. Hatte er zuvor ein Christusbild auf seine Goldmünzen geprägt, das dem Volto Santo gleicht, zeigten die Münzen nach 705 einen ganz anderen Christus, mit „syrischer“ Lockenfrisur und einem sauber frisierten Bart. Kann es ein Zufall sein, dass das Jahr, in dem der Kamulia-Schleier verschwand, zugleich das Jahr ist, in dem die römische Veronikaverehrung begann?

Was wissen wir über dieses Schleierbild? Bereits im 4. Jahrhundert wurde es in Kamulia bei Caesarea in Kappadozien verehrt; viele Legenden, meist wenig plausibel, versuchten, seine Entstehung zu erklären. Meist hieß es, Christus sei einer Heidin auf diesem Tuch erschienen. Angeblich sollen es Nonnen aus Melitene (Malatya) mitgebracht haben. Bischof Gregor von Nyssa, einer der „kappadokischen Väter“ und Kirchenlehrer, gehörte zu seinen größten Verehrern.

574 ließ es Kaiser Justin II. nach Konstantinopel bringen. Der byzantinische Chronist Theophylaktus Simokatta beschrieb es als Tuchbild, „*von dem es heißt, seit alters und bis in*

unsere Zeit gilt, dass göttliche Kunst es gebildet, nicht eines Webers Hände es gewirkt, noch eines Malers Piste es gefärbt hat“.

Im gleichen Jahr, 574, stiftete Justin II. dem Papst die Crux Vaticana (Justinkreuz) mit seinen eindrucksvollen Christusbildern, von denen zumindest Prof. Dr. Dr. Dr. Andreas Resch von der Päpstlichen Lateranuniversität annimmt, sie seien durch das Schleierbild des Volto Santo inspiriert.

Von einer Frau namens Veronika war damals noch keine Rede. Schon das lässt uns annehmen, dass auch ihre Geschichte bloß eine fromme Legende ist, mit dem Ziel, die Entstehung des geheimnisvollen Schleierbildes zu erklären.

Deren Evolution kann historisch belegt werden:

330: Eusebius von Caesarea berichtet von einer Frau namens Berenike, der „Blutflüssigen“ aus den Evangelien, die Jesus bei Caesarea Philippi (Banyas) eine Statue errichtete.

4. Jh.: In den apokryphen „Pilatus-Akten“ reist diese Frau zu Tiberius, um Jesu Unschuld zu bezeugen.

7. Jh.: Die „Cura Sanitatis Tiberii“ behauptet, Tiberius habe, schwer erkrankt, von Jesus gehört, einen Beamten nach Judäa geschickt. Der habe von der „Blutflüssigen“, einer Frau namens Veronika oder Basilla aus Tyrus gehört, die aus Dankbarkeit zu Jesu Lebzeiten ein Bild von ihm gemalt habe. (Der Name geht offenbar auf eine Verwechslung mit Berenike, Tochter Herodes Agrippas und Königin=Basileia von Chalkis im Libanon zurück) Das bringt sie nach Rom, der Kaiser sieht es, ist geheilt. Er lässt es kostbar rahmen und im Lateranpalast aufstellen.

1050: In der lateinischen Pilatus-Prosa wird aus dem Bild ein Wunderbild.

Ca. 1270: Noch in der „Legenda Aurea“ des Jacobo de Voragine FEHLT der Bezug zur Passion.

12. Jh.: In der französischen Legende wird die Veronika zum Passionsbild ... zur VERA ICONIA (= wahres Abbild) der Name des Bildes, der wohl zu der Legende inspirierte!

Die Vorlage dieser Legendenbildung ist schnell ermittelt:

330: Eusebius berichtet von König Abgar von Edessa, der, schwer erkrankt, in einem Brief Jesus zu sich einlädt. Jesus verspricht, ihm „nach seiner Erhöhung“ einen seiner Junger (Judas Thaddäus) zu schicken.

400: Nach der „Doctrina Addai“ fertigte der Gesandte Abgars ein Jesus-Porträt „in erlesenen Farben“ an.

7. Jh. Laut der „Acta Thaddei“ misslang dieses Porträt. Jesus wusch sich, trocknete sich mit einem „rakos tetradiplon“ oder „sindon“ ab, sein Abbild blieb zurück.

6. Jh.: Laut Evagrius Scholasticus wollte ein Nachfolger Abgars das Tuch zerstören lassen. Der Bischof mauerte es über einem Stadttor ein, wo es 525 bei einer Überschwemmung wiederentdeckt wurde.

944 gelangte es nach Konstantinopel.

Dieses Tuch, auch „Mandylion“ (Handtuch) genannt, kann also NICHT die Veronika gewesen sein, die im 4. Jh. in Kamulia verehrt und 574 nach Konstantinopel gebracht wurde, wo sie 705 verschwand.

Als es 944 nach Konstantinopel gebracht wurde, stellte der Chronist Stylitzes das „wunderbare Abdrucktuchbild“ als etwa vier Meter langes „Laken“ dar. Fortan, jedenfalls bis 1204, blieb es in der byzantinischen Hauptstadt.

Umso mehr spricht für eine andere Deutung, nach der es sich bei dem sagenhaften Mandylion um nichts anderes als das Grabtuch (sindon) Jesu mit seinem mysteriösen Ganzkörperbild gehandelt hat, das heute in Turin verehrt wird.

Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass das Turiner Grabtuch einmal in Konstantinopel war, dessen wichtigste Reliquien im

4. Kreuzzug 1204 gestohlen und nach Westeuropa gebracht worden waren.

So prägten die Kaiser des oströmischen Reiches, dessen Hauptstadt Konstantinopel war, seit 944 ein geheimnisvolles Christusbild auf ihre Münzen, das ziemlich deutlich an das Grabtuchabbild erinnert. In den Reliquiensammlungen der Kaiser wird ausdrücklich das Grabtuch Jesu, das Sindon, genannt, das „den konturlosen, mit Myrrhe gesalbten, nackten Körper nach der Passion umhüllte“, wie es in einer Beschreibung heißt.

1150 besuchte eine ungarische Delegation Konstantinopel. Ihr wurde die Reliquiensammlung der byzantinischen Kaiser gezeigt. Nach ihrer Rückkehr illustrierte ein Kleriker, der ihr angehört hatte, den „Codex Pray“, das älteste Evangeliar in ungarischer Sprache mit Bildern von der Grablegung Jesu und von der Auffindung des leeren Grabes. Der Leichnam hat exakt die Pose des Mannes auf dem Grabtuch. Und das aufgefundene Leinentuch weist nicht nur ein Fischgrätmuster auf, sondern auch die viermal vier Brandlöcher, die wir noch heute auf dem Grabtuch finden!

Die letzte reguläre Ausstellung dieser bedeutenden Reliquie fand im Frühjahr 2010 statt. Wieder standen die Menschen, dieses Mal ganze 2,1 Millionen, einige Stunden lang geduldig Schlange, um, für nur wenige Minuten, meist betend und betrachtend, aber oft auch nur neugierig, mit Kameras jeder Art ausgerüstet, vor dem geheimnisvollen Abbild eines gekreuzigten Mannes innezuhalten.

Doch was ist es, das die Menschen wieder einmal anzog zu einer der größten Wallfahrten des Kontinentes? Auf den ersten Blick handelt es sich beim Turiner Grabtuch um ein Leinen, 4,40 Meter lang und 1,10 Meter breit, dessen Körperbild geradezu schattenhaft wirkt, ja manchmal sogar

zu verschwinden scheint. Erst im fotografischen Negativ wirkt es realistisch.

Das aber ist eine Entdeckung der Moderne, die gleichermaßen zur Geburtsstunde einer neuen Wissenschaft wurde: Als 1898 schon einmal das Grabtuch in Turin gezeigt wurde, erhielt der Hobbyfotograf, Anwalt und Bürgermeister von Asti, Secondo Pia, die Erlaubnis, es zum ersten Mal in der Geschichte zu fotografieren. Minutenlang belichtete er vier fotografische Platten. Als er sie abends in seiner Dunkelkammer entwickelte, stockte ihm der Atem. Denn auf dem Negativ erschien ein ganz anderes Bild, das jetzt wie ein Foto, ein Positiv, wirkte. Ein Effekt, den jeder nachprüfen kann, denn heute lassen sich Digitalbilder am Computer ganz einfach ins Negativ „umkehren“. Was auf dem Tuch schattenhaft erscheint, wirkt im Negativ realistisch. Das Tuchbild selbst hat also die Eigenschaften eines fotografischen Negativs. Doch wie ist es entstanden? Bis zur Erfindung der Fotografie im 19. Jahrhundert konnte kein Mensch erahnen, was ein Negativbild überhaupt ist. Nie hat ein Künstler negativ gemalt. Ein Kunstwerk kann es also nicht sein. Aber was ist es dann?

Die Wissenschaft war gefragt und begann, sich des Grabtuchs anzunehmen. Zuerst waren es Ärzte, Pathologen, die feststellten, dass das Körperbild viel realistischer war als alles, was die Kunst bis dahin produziert hatte. In allen Details entsprach es dem medizinischen Befund, den man bei einem Kreuzigungsoffer erwarten konnte. Schließlich wurde 1973 von seinem damaligen Besitzer, dem Oberhaupt des Hauses Savoyen und Italiens Ex-König Umberto II., die Genehmigung erteilt, das Grabtuch wissenschaftlich zu untersuchen. Im Herbst 1978, nach der bislang längsten Grabtuchausstellung der Geschichte, hatten amerikanische,

Schweizer und italienische Wissenschaftler ausgiebig die Chance zu einer Datensammlung und akribischen Studie. „Das „Shroud of Turin Research Project“ (STURP) war geboren, die Entdeckungen der Wissenschaftler waren spektakulär.

Bereits 1973 hatte der Schweizer Kriminologe und Botaniker Prof. Dr. Max Frei-Sulzer das Grabtuch auf Pollen hin untersucht. An mehreren Stellen drückte er Klebestreifen fest auf das Leinen, zog sie wieder ab, klebte sie auf einen Objektträger und schob diesen später unter sein Mikroskop. Dabei war er in der Lage, 58 verschiedene Pollenarten zu identifizieren. Sie stammten aus drei Regionen der Erde: Westeuropa, also Frankreich und Norditalien, der heutigen Türkei, sowohl dem Umland von Istanbul wie dem Anatolischen Hochland, und dem Heiligen Land.

Fast die Hälfte der auf dem Tuch entdeckten Pollen, nämlich 91, stammten von einer einzigen Pflanze, der „Dornigen Distel“, lateinisch: *Gundelia tournefortii*. Sie wächst in einem breiten Streifen von der Türkei bis ins Persische Hochland und, nach Süden hin, bis ins Bergland von Juda. Umso erstaunlicher war, als der israelische Botaniker Prof. Avinoam Danin auf dem Grabtuch auch noch Abdrücke dieser Distelart entdeckte. Zudem stieß er auf Abdrücke und Pollen einer weiteren Pflanze, dem „Buschigen Jochblatt“, lat. *Zygophyllum dumosum*. Sie kommt nur auf dem Sinai, in der Negev und rund um das Tote Meer vor. Es gibt nur einen einzigen Ort auf der Welt, an dem man auf beide Pflanzen gleichzeitig treffen kann: den schmalen Streifen von Jerusalem bis Hebron. Der einzige Zeitraum, in dem beide Pflanzen blühen, sind die Monate März und April.

Mediziner untersuchten die Blutflecken auf dem Grabtuch und stellten fest: Es ist menschliches Blut. Sie identifizierten

rote Blutkörperchen und waren sogar in der Lage, die Blutgruppe zu bestimmen: AB. Sie ist in Europa extrem selten, kommt aber recht häufig ausgerechnet in Israel vor.

Die Textilarchäologin Dr. Mechthild Flury Lemberg stellte fest, dass das Tuch von antiker Webart ist. In der Antike wurden Leinenfäden gefärbt, bevor man sie verarbeitete, was zu Farbvariationen führte, während man im Mittelalter erst das fertiggestellte Gewebe färbte. Das Fischgrätmuster, in dem das Tuch gewoben wurde, war schon den alten Ägyptern bekannt. Die Webkantenbildung, so stellte Flury-Lemberg fest, gleicht der von Stoffen, die in den Ruinen von Masada entdeckt wurden, einer im Jahre 73 n.Chr. von den Römern zerstörten Felsenfestung.

In den USA fütterte einer der Wissenschaftler, Prof. John Jackson von der US Airforce Academy, Fotos des Grabtuchs in einen Computer der Raumfahrtbehörde NASA, der dem Zweck diente, Sondendaten vom Mars zu verarbeiten, den sogenannten VP-8. Zeile für Zeile baute sich am Bildschirm das dreidimensionale Bild eines liegenden Mannes auf! Das Grabtuchabbild war also mehr als ein Negativ, es wies die Eigenschaften eines Hologramms auf. Kein Gemälde könnte diesen Effekt bewirken und auch kein Foto, das immer nur das von einem Körper reflektierte Licht festhalten würde. Der Befund lässt sich nur dadurch erklären, dass der Körper selbst die Lichtquelle war. Tatsächlich ist das Körperbild an jenen Stellen am intensivsten, an denen das Tuch dem Körper am nächsten kam, während es schwächer dort ist, wo der Abstand zunahm.

Auf den Augen entdeckten die Wissenschaftler kreisrunde Erhöhungen, die an Münzen erinnerten. Tatsächlich ließen sich in der Vergrößerung Zeichen und Schrift ausmachen – nämlich die Buchstaben Y CAI. Numismatiker waren

in der Lage, sie einer Münze zuzuordnen, die zwischen 29 und 32 n.Chr. von Pontius Pilatus, dem Statthalter von Judäa, geprägt wurde. Ihre griechische Aufschrift lautete Τιβεριου Καισαρος (Tiberiou Kaisaros). Doch es gab auch Fehlprägungen zu Anfang dieser Serie. Auf ihnen war das „Kaisaros“ versehentlich (wie Caesar) mit C geschrieben – „Caisaros“! Von diesen Münzen sind heute nur drei Exemplare bekannt. Sie entsprechen exakt dem Abdruck auf dem Grabtuch.

Das war eine eindeutige, äußerst präzise Datierung. Doch eine Datierung mit der Radiokarbondatierung kam zu einem anderen Ergebnis. Dafür hatte man drei Fragmente vom Rand des Grabtuchs abgetrennt und sie an Labors in Arizona/USA, Zürich und Oxford geschickt. Das Ergebnis: Ihr Leinen sei angeblich erst zwischen 1260 und 1390 n.Chr. entstanden: ein Schock für die Fachwelt!

Wie lässt sich der Widerspruch erklären: Der Chemiker Prof. Ray Rogers von den Los Alamos National Laboratories und der University of California war überzeugt, dass der Rand, von dem die Proben entnommen wurde, später angenäht oder ausgebessert worden ist. Tatsächlich enthält er, anders als der Rest des Grableinens, auch Baumwollfäden. Zudem weist er einen Vanillingehalt von 37 % auf, während dieser beim restlichen Leinen unter 5 % liegt – übrigens der gleiche Vanillingehalt, wie ihn die Leinenbinden aufweisen, in die die Schriftrollen vom Toten Meer gehüllt waren. Danach wäre das Grabtuch doch ca. 2000 Jahre alt.

Doch auch ein anderer Faktor kann zu einer Fehldatierung geführt haben – Kontamination. So versagte die C14-Methode schon bei der Datierung von Leinenbinden ägyptischer Mumien, die bis zu 1700 Jahre jünger schienen als die Leichen selbst. Der Mikrobiologe Prof. Garza Valdez stellte

fest, dass ein bioplastischer „Mantel“ aus Bakterienresten der Grund dafür ist. Eine solche „bioplastische Beschichtung“ stellte er auch beim Grabtuch fest.

Wie entstand das schattenhafte Körperabbild? Sicher ist: Es ist kein Gemälde. Es muss nach den Blutflecken entstanden sein, denn es setzt sich nicht unter dem Blut fort. Jeder Maler aber hätte zuerst den Corpus gemalt, dann die Blutflecken hinzugefügt. Tatsächlich sind einige der größten Künstler, darunter Albrecht Dürer, schon daran gescheitert, das Grabtuch zu reproduzieren, da sie seinen Negativeffekt nicht verstanden..

Die Wissenschaftler des STURP-Projektes, die das Grabtuch minutiös untersuchten, stellten fest: Das Körperbild ist hauchdünn. Es existiert nur auf einer haarfeinen Schicht der obersten Fasern des Leinengewebes. Es ist das Produkt einer starken Vergilbung und Ausdörrung der Fasern. Es muss kurzfristig durch eine starke Strahlung entstanden sein. Tatsächlich berichten die Jünger, wie der Körper Jesu zu strahlen begann – nämlich im Moment der Verklärung auf dem Berg Tabor. „Sein Antlitz strahlte wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß wie das Licht“, heißt es bei Matthäus (17,2). Geschah ähnliches im Moment der Auferstehung?

Eine Reihe von Wissenschaftlern, darunter Prof. John Jackson, Prof. Fanti, Prof. Lindner aus Karlsruhe, sind überzeugt: Das Bild muss entstanden sein, als das Tuch praktisch durch den Körper „hindurch fiel“, als dieser sich in Energie verwandelte und dabei Strahlung abgab. So phantastisch das klingen mag, es erklärt perfekt den Befund: Dass die Vorderseite dreidimensionale Informationen beinhaltet, während das Rückenbild flach wirkt. Dass es keine Verzerrungen gibt. Dass sich Münzen „aufluden“ und

ihren Abdruck in das Tuch brannten. Dass, wie bei einem Röntgenbild, die Fingerknochen durch den Handteller hindurch sichtbar sind. Und dass die Evangelien beschreiben, wie Jesus nach seiner Auferstehung sogar durch verschlossene Türen eintreten konnte.

Das aber hieße: Das Grabtuch ist der beste Beweis für die physische Realität der Auferstehung Jesu!.

Prof. Minarro, forensischer Künstler der Universität Sevilla, rekonstruierte das Gesicht des „Mannes auf dem Grabtuch“. Indem er alle Spuren der Misshandlung reduzierte, zeigte er aber auch, wie dieser vor der Passion ausgesehen hat. Tatsächlich gleicht die Büste, die Prof. Minarro rekonstruierte, wie ein Zwilling den frühesten Jesusdarstellungen der christlichen Ikonographie, etwa einem Fresko in der römischen Katakomben S. Pietro e Marcellino. Aber sie gleicht auch der ältesten Ikone der Welt, die sich heute in der Mathildenkapelle des Vatikans befindet und aus Edessa stammt, der Stadt des Mandylions. Experten datieren sie in das 3. Jahrhundert. Ohne Zweifel wurde sie vom Grabtuchabbild inspiriert. Tatsächlich gibt es Berichte aus Edessa, dass eine Ikone, die das Mandylion repräsentieren sollte, auf einem Thron am Eingang der lokalen Kathedrale den Gläubigen zur Verehrung dargeboten wurde; das wahre Mandylion, das heilige Tuchbild, wurde dagegen in einem Schrein aufbewahrt. Nur einmal im Jahr durfte der lokale Bischof allein ihn öffnen und das „doppelt vierfach gefaltete“ Leinen verehren.

Während sich die älteste Mandylion-Ikone heute im Vatikan befindet, wird eine fast identische Kopie aus dem Mittelalter in der Armenierkirche von Genua verehrt. Charakteristisch ist beiden ein Goldrahmen, der lediglich das Gesichtsfeld freilässt und nach unten hin in drei Spitzen – wohl für das lange

Haar und den Bart – mündet. Er scheint Teil der Präsentation der Ikone schon in Edessa gewesen zu sein, heißt es doch in der Abgar-Legende, der König habe das Leinen „auf ein Brett aufgezogen und mit Gold geschmückt“. Kein Zufall kann darum sein, dass die „heutige Veronika“ im Petersdom ebenfalls durch einen solchen Goldrahmen auffällt. Vielmehr verrät es uns, dass das, was heute den Gläubigen im Petersdom jedes Jahr zur Verehrung dargeboten wird, nur eine frühe, wenn auch stark zerstörte Kopie der Mandyllion-Ikone (nicht zu verwechseln mit dem „wahren Mandyllion“, dem Grabtuch) von Edessa sein kann. Vielleicht ist sie bereits im 4. Jahrhundert nach Rom gekommen; dem Christusbild in der Katakombe S. Pietro e Marcellino scheint sie jedenfalls als Vorbild gedient zu haben.

Erst 705, so scheint es, wurde ihre Verehrung durch den Kamulia-Schleier/das Volto Santo abgelöst, in dem man, im Gegensatz zu der eindeutig gemalten Ikone, das „wahre Abbild“ des Herrn, die Vera Iconia also, zu erkennen glaubte.

Die Existenz der beiden „Heiligen Bilder“ im Petersdom, die vielleicht bald zu unterschiedlichen Zeitpunkten den Gläubigen gezeigt wurden – die dunkle Mandyllion-Ikone in der Fastenzeit, das helle, transparente Schleierbild zu Ostern und in den Heiligen Jahren – führte zu scheinbar widersprüchlichen Darstellungen und Beschreibungen. Heißt es etwa in dem von Papst Innozenz IV. verfassten Hymnus „Ave facies praeclara“, offenbar auf die Mandyllion-Kopie bezogen: *„So bleich geworden auf dem heiligen Altar des Kreuzes ... in Ängsten geschwärzt, mit heiligem Blute bedeckt“*, preist Innozenz III. in „Salve sancte Facies“ offenbar das Muschelseidentuch: *„Gottes Glanz scheint auf in Dir: in schneeweiß helles Tuch versenkt (...) Sei begrüßt,*

schöner Schleier. Edles Spiel zu unserem Trost. Lebendige Erinnerung an den, der uns zur wahren Freude und einem guten Ende ein sterbliches Körperchen annahm. (...) Nicht von Menschenhand gemalt oder geformt; seht, dass der höchste Künstler hier am Werke war.“

Doch ist das Volto Santo, das vielleicht über Malatya, Konstantinopel und Rom nach Manoppello kam, auch eine Reliquie? Könnte es das „Sudarium“ aus Joh 20,38 gewesen sein, wie Paul Badde annimmt? Dagegen spricht allerdings, dass keine Tradition, keine Quelle diese Verbindung herstellt. Daher möchte ich zumindest eine alternative Hypothese anbieten, die es trotzdem mit dem leeren Grab in Verbindung bringt.

Sie hat als Kronzeugen keinen Geringeren als den Bruder des hl. Gregor von Nyssa, der den Kamulia-Schleier so sehr verehrte, nämlich den kappadokischen Kirchenvater Basilius den Großen. Laut einer georgischen Handschrift aus dem 6. Jh., die Remi van Haelst publizierte, erklärte dieser in einer Predigt zum Fest der „Entschlafung der Gottesmutter“:

„Nach der Himmelfahrt (ihres Sohnes Jesus) bewahrte die unbefleckte Jungfrau das Bild auf, das sie aus den Händen Gottes erhalten hatte und das auf (oder über) dem Grabtuch Jesu entstanden war. Sie trug das Bild stets bei sich, um das wunderbare Antlitz ihres Sohnes immer betrachten und verehren zu können. Jedes Mal, wenn sie zu ihrem Sohn beten wollte, platzierte sie das Bild nach Osten hin und betete, den Blick auf das Antlitz gerichtet, mit erhobenen, offenen Händen. Als die Bürde ihres ganzen Lebens von ihr genommen wurde, trugen die Apostel sie auf einer Bahre in eine Grabhöhle. In dieser Höhle legten sie Maria vor das Bild ihres Sohnes.“

Die Legende besagt, dass es der Apostel Thomas war, der das Grab Mariens leer auffand und eine Reliquie daraus, ihren

Gürtel nach Emesa in Syrien brachte. Umso erstaunlicher ist ein Hinweis Klaus Bergers, dass wir in den aus dem 3. Jahrhundert stammenden „Thomasakten“ (3. Jh.) Zeilen finden, die als Beschreibung des Volto Santo gedeutet werden könnten:

„Auf chinesischem Stoff (Seide!), mit Röteln geschrieben, mit seinem Aussehen vor mir strahlend, mit der Stimme seiner Führung gab er mir Mut und zog mich mit seiner Liebe.“

Beide Zitate sind freilich Anhaltspunkte, die allenfalls zu Spekulationen einladen, uns auch über die Vorgeschichte dieses geheimnisvollen Schleierbildes Gedanken zu machen. Da ist noch vieles offen und ungeklärt. Doch auch das mag den Christen nicht davon abhalten, nach Manoppello zu pilgern, um Ihn zu suchen, der Mensch und damit Form und Bild geworden ist. Und dann, wie Papst Benedikt XVI., der zum Jahrestag seines Besuches in Manoppello, dieses „Gebet zum Heiligen Antlitz“ verfasste, Ihn anzurufen:

„Zeige uns, so bitten wir Dich, Dein immer neues Antlitz, geheimnisvoller Spiegel der unendlichen Barmherzigkeit Gottes. Lass es uns mit den Augen des Geistes und des Herzens betrachten: Antlitz des Sohnes, Abglanz der Herrlichkeit des Vaters und Abbild seines Wesens, menschliches Gesicht Gottes, der in die Geschichte eingetreten ist, um die Horizonte des Ewigen zu enthüllen. Stilles Antlitz des leidenden und auferstandenen Jesus, geliebt und angenommen verwandelt es Herz und Leben.“

„Wer Gott sucht, wird ihn finden,
und wer ihn findet, wird ihn loben.“
Augustinus

Anton Ziegenaus

Wir werden in diesen Tagen von Menschen hören, die Gott suchten, und von der Weise, wie sie ihn gefunden haben. Ein solcher Gottsucher war Augustinus. Wir verfolgen die Stationen seines Suchens, seines Irrens und Findens. Das Buch, in dem er davon berichtet, heißt „Confessiones“ – Bekenntnisse, von manchen auch mit „Lobpreisungen“ übersetzt.

I. Der Lebensweg Augustins

Was ist nun das Faszinierende dieses Werkes, was sein Geheimnis, was sein Inhalt? Die Schilderung der Bekenntnisse ist ähnlich schwierig wie die Beschreibung eines Kunstwerkes. Augustin skizziert in den ersten neun Büchern seine geistige Entwicklung bis hin zu seiner Taufe und dem Tod der Mutter. Im zehnten Buch führt er diese Schilderung nicht mehr weiter, etwa über seinen weiteren

Weg bis zum Bischofsamt, sondern beschreibt seinen jetzigen Stand und reflektiert über Sinn und Möglichkeit der Bekenntnisse. In den letzten drei Büchern handelt Augustin über Gen 1,1 bis 2,3, also über die Erschaffung von Himmel und Erde bis zur Sabbatruhe. Auf das Problem der inneren Einheit der ersten zehn Bücher, in denen Augustin über sich schreibt, mit den letzten drei bzw. auf die Frage, ob Buch 10 mit seinen Reflexionen über das Gedächtnis noch zu den ersten neun oder schon zu den letzten drei gehört, sei hier nur kurz hingewiesen; nicht wenige Übersetzungen lassen die letzten drei oder vier Bücher weg, weil sie in keinem inneren Zusammenhang mit den übrigen stünden. Später ist die Frage zu klären.

Nur äußerlich und cursorisch seien die einzelnen Stationen im Leben Augustins geschildert. In Thagaste, Nordafrika, im Jahre 354 geboren, besucht er später Schulen in seiner Vaterstadt, in Madaura und Karthago. Er erzählt von den prügeltüchtigen Lehrern, von seiner Abneigung gegen den Zwang zum Lernen, von Jugendstreichern, von der Theaterleidenschaft und seinem Liebestreiben: „Lieben und geliebt zu werden war mir erhöhte Lust, wenn ich auch des Liebenden Leib genoss“ (III 1,1). Doch Augustin war kein Mann der Oberfläche: Ciceros Hortensius, eine Mahnschrift zur philosophischen Lebensführung, beeindruckte ihn tief; er wandte sich der Bibel zu, aber der Verehrer Ciceros war von ihrer ungelenten Sprache enttäuscht.

Einerseits verlange Augustin nach einer philosophischen Lebensführung, andererseits aber fühlte er sich zu schwach dazu. Für diese innere Verfassung des Wollens und Nicht-Könnens fand Augustin eine willkommene Bestätigung durch die Sekte des Manichäismus, der er vom 19. Lebensjahr an ein Jahrzehnt angehörte. Der Manichäismus kennt nur stoffliches Sein. Aber dieses gesamte Sein zerfällt

in zwei entgegengesetzte Urpotenzen, eine urgute und eine urböse. Diese Prinzipien tragen nun im Menschen ihren Kampf aus, so dass das Böse nicht dem Willen und der freien Entscheidung entspringt, sondern genauso wie das Gute zu seinem konkreten und deshalb gespaltenen Sein gehört: „Ich war ... des Glaubens, dass nicht wir es seien, die sündigen, sondern es sündigt in uns eine andere, nicht näher bekannte Natur, und meinem Hochmut schmeichelte der Gedanke, außer Schuld zu sein, und wenn ich etwas Böses getan hatte, nicht bekennen zu müssen, dass ich es getan ...“ (V 10,18). Der persönlichen Erfahrung, das Gute zwar zu wollen, aber es nicht ausführen zu können, kam dieser manichäische Dualismus offensichtlich entgegen. Er war damals eine gerade unter den Intellektuellen weit verbreitete philosophisch-religiöse Bewegung.

Augustin, zunächst Lehrer in Thagaste, dann in Karthago, ging schließlich nach Rom, weil er sich dort anständigere Schüler versprach. Seinen bohrenden Fragen konnte der Manichäismus nicht mehr genügen, zumal er bei Philosophen, etwa Aristoteles, einsichtiger Antworten bekam. Die astrologischen Auskünfte, auf die er sich ebenfalls eingelassen hat, erwiesen sich als Schwindel. Kein Wunder, dass er zeitweilig mit den Akademikern sympathisierte, d.h. mit einer philosophischen Richtung innerhalb des Platonismus, die in restlosem Skeptizismus jede Erkenntnis von Wahrheit leugnete.

Da die Zustände in Rom auch nicht den Erwartungen entsprachen, nahm Augustin eine Art öffentliche Professur in Mailand an. Hier kam es zu einem Umschwung. Einmal lernte er die Schriften der Neuplatoniker kennen. Sie förderten die Einsicht, dass das Böse nicht etwas Ontisches sei, sondern nur der Mangel an Sein und an Gutem – *privatio boni* – und die Einsicht in die Realität des Geistes; nicht

alles Sein ist Stoff. Der zweite Anstoß zum Umschwung kam vom Mailänder Bischof Ambrosius. Zunächst ging Augustin nur aus Neugierde an seiner Rhetorik zu dessen Predigten, bis er dann von seiner Persönlichkeit und von seiner Theologie gepackt wurde. Nach jahrelangem Suchen nach Wahrheit und vielen Enttäuschungen kam Augustin zu der Einsicht, dass er den Schritt zur katholischen Kirche tun müsste, aber – hier bündelt sich das Problem – es fehlte an Mut und Entschiedenheit. Sein Ehrgeiz, Geltungsstreben und seine Sinnlichkeit wirkten wie Hemmschuhe. Ein Beispiel: Augustin lebte mit einer Frau zusammen und hatte mit ihr einen Sohn. Auf Betreiben seiner Mutter, die ihm nach Mailand nachgereist war und ihm ein standesgemäßes Mädchen gesucht hatte, entließ er diese Frau – wohl ein wunder Punkt in Augustins Leben – aber in der Wartezeit bis zur Hochzeit mit diesem noch sehr jungen Mädchen nahm er sich zur Überbrückung eine andere. Augustin fehlte die Kraft, seiner Einsicht zu folgen. Bestürzt und beschämt hörte er von Marius Victorinus, einem bekannten Rhetor und Philosophen in Rom, der geheim an Christus glaubte – da es doch nicht „die Kirchenwände sind, die den Christen machen“ –, aber dann plötzlich den Mut fand, bei der Taufe öffentlich zur Freude der ganzen Gemeinde seinen Glauben zu bekennen. Ein Besucher erzählte Augustin von kaiserlichen Beamten in Trier, die auf einem Spaziergang in einer Mönchshütte auf ein Buch vom ägyptischen Mönchsvater Antonius stießen, dort lasen und sofort ihren Beruf aufgaben, um selber Mönch zu werden. Die Geschichte erschütterte Augustin. Hören wir ihn selber: „Du aber, Herr, Du wandtest mich während seines Redens zu mir selbst herum, Du holtest hinter meinem eigenen Rücken mich hervor, wo ich mich eingerichtet hatte, dieweil ich mich nicht anschauen wollte, und stelltest mich meinem Angesicht gegenüber, damit ich sähe.“ Augustin wurde sich

bewusst, dass er seit 12 Jahren, seit der Lektüre von Ciceros Hortensius, seinen Weg vor Augen hatte, aber dem Irdischen versklavt immer die Entscheidung hinausschob. Lassen wir Augustin selber die Verwickeltheit seines Innern schildern: „... ich hatte auch um Keuschheit zu Dir gebetet, aber so: ‚Gib mir Keuschheit und Enthaltbarkeit, nur gib sie nicht schon jetzt!‘ Denn ich fürchtete mich, Du möchtest mich sogleich erhören.“ Augustin sah die Unehrllichkeit und Halbherzigkeit seines bisherigen Lebens und Betens und wollte nun sofort die Entscheidung treffen, aber schon hielt ihn ein Zaudern davor zurück, letztlich die Angst vor der Endgültigkeit: „Torheit und Eitelkeit ... meine alten Freundinnen hielten mich auf, und zupften heimlich am Gewande meiner Sinnlichkeit und raunten: ‚Schickst du uns weg?‘ Und dann: ‚Von jenem Augenblick an werden wir nicht mehr bei dir sein in alle Ewigkeit.‘ Und dann: ‚Von jenem Augenblick darfst du das und jenes nicht mehr tun, nicht in alle Ewigkeit.““ (VIII 11,26). Augustin lief in den Garten und weinte über seine Unentschiedenheit. Ruhig geworden hörte er vom Nachbarhaus eine Kinderstimme wiederholen: „Nimm es, lies es, nimm es, lies es.“ Da er sich keines Spiels mit solchen Wiederholungen erinnerte, deutete er sie als Ruf Gottes. Er ergriff die Bibel und „ich las still für mich den Abschnitt, auf den zuerst mein Auge fiel: ‚Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Neid, vielmehr ziehet an den Herrn Jesus Christus und pfleget nicht des Fleisches in seinen Lüsten.‘ Weiter wollte ich nicht lesen, und weiter war es auch nicht nötig. Denn kaum war dieser Satz zu Ende, strömte mir Gewissheit als ein Licht ins kummervolle Herz, dass alle Nacht des Zweifels hin und her verschwand!“ (VIII 12,29). Augustin legt dann sein Lehramt nieder, zieht sich mit Freunden auf das Landgut des Verecundus in Cassiciacum

zurück, verfasst dort philosophische Schriften und bereitet sich auf die Taufe in Mailand vor. Der Durchbruch war endlich gelungen!

Aber wie gelang dieser Durchbruch? Der Rückblick bringt das zwölfjährige unermüdliche Ringen Augustins um die Wahrheit zu Bewusstsein. Er blieb nie stehen, sondern erkannte das denkerisch Ungenügende des Manichäismus – wenn er auch existentiell sympathisch war –, der Astrologie, der skeptischen Akademie und schließlich des Neuplatonismus. Die einzelnen Stationen seines beruflichen Aufstiegs – Thagaste, Karthago, Rom, Mailand – und die damit verbundenen neuen Bekanntschaften haben Augustins Horizont enorm geweitet. Und doch würde Augustin sagen: Es war kein Durchbruch aus menschlicher Kraft, sondern Gnade; Gnade war, dass er immer weitergesucht hat und nie entmutigt stehen geblieben ist; Gnade war, dass er die existentielle Sperre, deretwegen er seinen Einsichten nicht folgen wollte, überwinden konnte; Gnade ist aber letztlich die Gewissheit, von der er am Ende der Schilderung seines Garternerlebnisses spricht: Es „strömte mir Gewissheit als ein Licht ins kummervolle Herz, dass alle Nacht des Zweifels hin und her verschwand“. Gerade die Klarheit der Gewissheit, die trotz tausend Einwänden und Zweifeln besteht, ist nicht aus eigener Kraft zu gewinnen. So sind die *Confessiones* ein Lobpreis auf die stützende und heilende Kraft Gottes; „die Bekenntnisse sind ein großer Psalm“ (vgl. Eckermann-Krümmler, 338).

Jeder Mensch ist etwas Einmaliges, aber trotzdem erschließt sich die Gestalt einer Persönlichkeit auch dadurch, dass man die Menschen betrachtet, die auf sie starken Einfluss ausgeübt haben. Augustin hatte Geschwister, aber sie spielten offenbar in seiner geistigen Entwicklung keine Rolle. Von den Lehrern in Madaura und Karthago wird

keiner namentlich erwähnt. Die einzige große Persönlichkeit, zu der Augustin geistig aufgeblickt hat, war Ambrosius; aber von ihm berichtet er, dass er zu beschäftigt war, so dass er ihn nicht ernstlich in Anspruch nehmen wollte. Bei seiner Veranlagung zur philosophischen Spekulation, bei seiner rhetorisch-künstlerischen Sensibilität und bei seiner Neigung zur psychologischen Ausleuchtung der Windungen seiner Seele war die Gefahr zur Introversion gegeben, aber Augustin eignete eine Fähigkeit zur Freundschaft und zur „gehaltvollen Geselligkeit“ (Harnack). Immer wieder spricht er in den Bekenntnissen von seinen Freunden, und nach seinem inneren Umschwung zieht er sich nicht allein in die Einsamkeit zurück, sondern mit Freunden auf ein Landgut, um philosophischen Spekulationen nachzugehen. Der Vater war sehr ehrgeizig und hat bei seinen bescheidenen Mitteln überdurchschnittliche, von der Umgebung lobend anerkannte Opfer gebracht – „über seine Kräfte hinaus“ –, um seinem Sohn das aufwendige Studium in der Fremde zu ermöglichen (II 3,5). Guardini urteilt: „Der Vater hat für den rasch über ihn hinauswachsenden Sohn keine Bedeutung gehabt.“ (S. 168). Diesem Urteil kann ich mich nicht anschließen: Im Sohn, der sich mit ungeheurer Energie Einblick in die geistigen Strömungen der Zeit verschafft, der seine sprachliche Ausdrucksfähigkeit geradezu vollendet und der über Karthago und Rom als Zwischenstationen schon mit 30 Jahren eine hochbeehrte Professur in der kaiserlichen Residenzstadt Mailand erhalten hat, lebte der Ehrgeiz des Vaters fort. Nur ist diese gewaltige innere, vom Vater geprägte Antriebskraft gleichsam mit dem Ziel, nach den Sternen zu greifen, letztlich nicht zum Zuge gekommen – außer in der enormen, das ganze Abendland formenden literarischen Fruchtbarkeit. Dieser Antriebskraft des Vaters stand nämlich die noch stärkere seiner Mutter Monnica gegenüber – auch deshalb

der gewaltige Entscheidungskampf im Innern Augustins. Monnica war die starke und letztlich überzeugende, dem Sohn zwar nicht durch Ausbildung und Wissen, aber durch die Kraft des Willens und durch mütterlich-frauliche Intuition ebenbürtige Persönlichkeit, der er in den Bekenntnissen auch ein literarisches Denkmal setzte.

Die Mutter hatte im jungen Augustin einen christlichen Grundstock gelegt, der auch in den Jahren der Entfremdung nicht ganz vergessen wurde. Später verfolgte sie die Entwicklung des Sohne mit wachsender Sorge. Sie bat einen Bischof, mit ihrem Sohn zu sprechen, aber dieser hielt ein Gespräch für aussichtslos. Als aber die energische Monnica sich nicht beruhigen ließ, „da sagte er, schon im Ton des Überdresses: ‚Nun gehe und lass mich! So wahr du lebst, es ist unmöglich, dass ein Sohn solcher Tränen verlorengelht‘“ (III 12,21). Als Augustin nach Rom fuhr, um dort seine Dozentur zu eröffnen, wollte Monnica, nun Witwe, den Sohn begleiten. Vielleicht wollte er sie abschütteln, als er ihr am Hafen sagte, das Schiff segle erst am nächsten Tag ab, sie solle in einer Kirche übernachten, aber dann nachts wegfuhr: „Sie aber blieb zurück, betend und weinend“ (V 8,14).

Jedoch gab Monnica nicht auf. Sie fuhr nach Mailand. Als bezeichnend für ihre seelische Stärke mag gelten, dass sie bei der Überfahrt in einer Seenot den Matrosen Mut zusprach. In Mailand drängte sie in der geschilderten Weise auf eine Eheschließung. Nach dem Gartenerlebnis heißt es: „Wir gehen hinein zur Mutter, sagen´s ihr: sie freut sich. Wir erzählen, wie alles herging: sie jubelt und frohlockt, und immer wieder pries sie dich“. Sie fand wie Augustin den Umschwung als Werk der Gnade, aber diese wurde von Monnica erbetet. „Und Du, Herr, hast sie erhört. Du hast sie erhört und hast ihre Tränen nicht verachtet, ... wo immer der Ort ihres Betens war: ja, Du hast sie erhört“ (III 11,19).

Zwischen der Richtung des Betens Monnicas und dem tatsächlichen Ergebnis ihrer Erhörung liegt jedoch eine Divergenz. In der Literatur wird darauf wenig eingegangen. Vielleicht hat sich bei nicht wenigen die Vorstellung eingenistet, Monnica, die in der katholischen Kirche als Heilige verehrt wird, hätte darauf hingewirkt, dass ihr Sohn einen geistlichen Beruf ergreife. Die Texte widerlegen jedoch eine solche Vermutung. Monnica wollte sicher, dass sich ihr Sohn taufen lasse. Darüber hinaus wollte sie, dass er in geordnete Verhältnisse komme. Deshalb suchte sie ihm eine standesgemäße Frau. Das zeigt, dass sie an keine geistliche Berufung gedacht hat. Insgesamt muss man hier Monnica eine realistische Einschätzung des Erreichbaren zugestehen. Auch die sog. Bekehrung Augustins war keine unmittelbar religiöse, wie sich daraus erkennen lässt, dass er sich mit Freunden auf ein Landgut zurückzog, um philosophische Schriften zu verfassen. Jedoch wurden durch das Gartenerlebnis die existentiellen Schwierigkeiten und die intellektuellen Zweifel beseitigt. Das war die Voraussetzung, dass in Augustin sehr bald eine religiöse Berufung zum Durchbruch kommen konnte.

Das Gartenerlebnis brachte nicht nur Augustin an das Ziel seines Ringens, sondern auch Monnica. Wie stark beide zusammengehören und die Bekenntnisse Augustins auch die über seine Mutter sind, zeigt sich im neunten Buch, das letzte, das noch von Augustins persönlicher Entwicklung handelt. Die zweite Hälfte des Buches gibt einen Rückblick über das Leben der Mutter, die vor der Rückkehr nach Afrika in Ostia gestorben ist. Augustin schildert ihre Jugend, ihr kraftvolles Verhalten gegenüber dem jähzornigen Ehemann, ihre Fähigkeit als Friedensstifterin, vor allem aber jene innere Schauung, die beide, im innigen Gespräch vereint, hatten. Sie fragten sich nach der Art jenes ewigen Lebens, das kein Auge

geschaut und kein Ohr gehört hat. Die Worte Augustins können hier nicht wiedergegeben werden. Sie handeln vom ewigen Leben, von der *vita beata*, der Sinnfindung und Erfüllung des Daseins in der Wahrheit und Liebe Gottes, wo Gott nicht mehr in seinen Geschöpfen und nicht um ihretwillen, sondern er selbst, d.h. um seinetwillen, geliebt wird.

Monnica erkrankt, nach einem Ohnmachtsanfall sagt sie: „Begrabt diesen Leib wo immer, er soll euch keine Sorgen machen. Nur um das eine bitt ich euch, dass ihr am Altar des Herrn meiner gedenkt, wo ihr auch seid“ (IX 11, 27). Es zeigt nun die menschlich warme Seite Augustins, dass er zwar die Pflicht fühlt, als Philosoph nicht zu weinen, aber offen seine Tränen bekennt.

Ich drückte ihr die Augen zu, und es flog mir in der Brust gewaltiges Weh zusammen und floss über in Tränen, und schon tranken meine Augen unter dem Machtgebot des Geistes ihren Quell wieder auf, dass sie trocken blieben ... Was also war es, was innen so schwer mich schmerzte? Doch nur die frische Wunde vom jähen Zerreißen der süßen, lieben Gewohnheit des Zusammenlebens. Es blieb mir wohl die Freude über ihr Wort, mit dem sie mich in ihrer letzten Krankheit, noch zärtlich meiner Dienste gedenkend, ihren guten Sohn nannte ... Aber was ist das schon, mein Gott, der uns erschaffen, wie ließ sich die Ehre, die ich ihr erwies, vergleichen mit ihrem Dienst an mir? Also weil sie, mein großer Trost, mich allein ließ, darum ward meine Seele verwundet, wie auseinandergerissen das Leben, das aus dem meinigen und dem ihrigen eins geworden war“ (IX 12,29.30).

Im 10. Buch gibt sich Augustin zunächst Rechenschaft über Sinn und Zweck seiner Bekenntnisse. Darüber später noch mehr! Er fragt dann nach Gott, dem sein Preis gilt. In gewaltigen Worten führt Augustin die Befragung darüber durch, was Gott ist:

Ich fragte die Erde, und sie sagte mir: ich bin es nicht ... Ich fragte das Meer und seine Tiefen und das Gekrieche seiner Lebewesen, und sie gaben mir die Antwort: Wir sind dein Gott nicht; such droben über uns ... Ich fragte den Himmel und Sonne, Mond und Sterne: auch wir sind nicht der Gott, den du suchest. Und ich sagte zu allen Dingen ...: so saget mir von meinem Gott, weil nicht ihr selbst es seid, saget mir von ihm doch etwas. Und sie erhoben ein Rufen mit lauter Stimme: ‚Er ist’s, der uns erschaffen hat‘.

Augustin schließt: „Meine Frage war mein Gedanke, ihre Antwort war ihre Schönheit“ (X 6,9), d.h. es zeichnet das Geschöpf aus, ein lobender Verweis auf den Schöpfer zu sein. Augustin fragt aber nicht nur, wer Gott ist, sondern auch, was der Mensch ist. Er ist nicht die Masse, nicht nur Kraft, die auch dem Tier zu eigen ist, sondern er hat neben dem Leib noch eine Seele. Hier nun, auf dem Weg nach innen, stößt Augustin auf das Wunderwerk des Gedächtnisses (*memoria*), „wo die gehäuften Schätze sind der unzählbaren Bilder, die von Dingen aller Art meine Sinne mir zusammentragen“ (X 8.12). Aus den weiten und entlegenen Kammern des Gedächtnisses kann das eine auf Befehl hervorgezogen werden, anderes drängt sich von selber auf, ohne gesucht zu sein. Wenn aber der Mensch etwas sucht, das er nicht hat und kennt, muss er doch ein Vorwissen vom Nicht-Gekanntem haben, sonst könnte er nicht sagen: Das ist es. In der *memoria* schlummert also auch dieses Vorwissen. „... manches stürzt sich im Schwall daher, und während doch anderes gefordert und gesucht wird, springt es mitten vor dich hin, als riefte es: Sind wir’s vielleicht? Und ich scheuche es mit der Hand des Innern weg vom Auge meines Nachdenkens, bis sich entwölkt, was ich will, und aus dem Versteck hervortritt in die Sichtbarkeit“ (X 8,12; vgl.: 18,27, 20,29). Im Gedächtnis sind gegenwärtig Himmel und Erde, „dort begegne ich auch

mir selbst und erlebe es noch einmal ... Groß ist die Macht des Gedächtnisses.“ Und dann die Stelle, die Petrarca auf dem Mont Ventoux liest: „Und da gehen die Menschen hin und bewundern die Höhe der Berge, das mächtige Wogen des Meeres, die breiten Gefälle der Ströme, die Weiten des Ozeans und den Umschwung der Gestirne – und verlassen dabei sich selbst. Sie finden nichts daran zu staunen, dass all diese Dinge beim Nennen der Namen aus dem Gedächtnis vorgestellt werden“ (X 8,15). Augustin macht sich dann bewusst, dass das Leben eine dauernde Versuchung ist, aber auch ein Verlangen nach Freude, die jeder sucht, aber nur in Gott finden wird: „Du hast gerufen und geschrien und meine Taubheit zerrissen; Du hast geblitzt, geleuchtet und meine Blindheit verscheucht; Du hast Duft verbreitet, und ich sog den Hauch und schnaube jetzt nach Dir; ich habe gekostet, nun hungere ich und dürste; Du hast mich berührt, und ich brenne nach dem Frieden in Dir“ (X 27,38).

Im 11. Buch legt Augustin den ersten Vers von Genesis aus und reflektiert über das Rätsel der Zeit, im 12. Buch wird diese Auslegung fortgesetzt, mit einigen Anmerkungen zur Schriftauslegung; im 13. Buch wird die Schöpfung noch weiter erklärt, die der Güte Gottes entspringt, der seinerseits aber der Schöpfung nicht bedarf; das Buch schließt mit der Sabbatruhe am siebten Tag: „Herr, Gott, gib uns den Frieden – Du hast uns ja alles gegeben –, den Frieden der Ruhe, den Frieden des Sabbats, den Frieden ohne Abend. Denn diese ganze herrliche Ordnung der Dinge, in der sie ‚sehr gut‘ sind, – sie wird, wenn ihr Maß und Ziel erfüllt ist, vergehen müssen: ja, ‚Morgen‘ ward es da ‚und Abend‘. Aber der ‚siebte Tag‘ ist ohne Abend, und er hat keinen Untergang, weil Du ihn ‚geweiht‘ hast zu ewiger Dauer“ (XIII 35,50-36,51). Die hohen und erhebenden Gedanken der letzten drei Bücher bedürften einer eigenen, längeren Interpretation.

Doch stellt sich hier die Frage nach der Einheit der Schrift. In nicht wenigen Ausgaben bzw. Abhandlungen werden nur die ersten neun oder zehn Bücher abgedruckt oder besprochen. Die letzten Bücher werden als Fremdkörper betrachtet. Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Bücher die Ebene des Biographisch-Anschaulichen verlassen, einen höheren Reflexionsgrad einnehmen und stärkere Konzentration vom Leser verlangen. Jedoch muss einmal betont werden, dass Augustin die 13 Bücher als Einheit verstanden hat. Aber auch die Grundthemen sprechen zugunsten der Einheit. Das Wort gleich am Anfang der *Confessiones* „Geschaffen hast Du uns zu Dir, und ruhelos ist unser Herz, bis es seine Ruhe hat in Dir“ , findet nicht bei seiner Bekehrung, mit der die Versuchungen noch weiter dauern, seine Erfüllung, sondern erst in der Sabbatruhe. Und die Frage, ob man Gott nicht kennen müsse, bevor man ihn sucht, um zu wissen, ob der Gefundene wirklich Gott ist, begegnet zu Beginn des ersten Buches und wieder ausführlich im zehnten. Gott erkennen und erkennen wollen setzt voraus, schon vorher von Gott erkannt zu sein (vgl. X 1,1); insofern wäre die persönliche Entwicklung Augustins ohne die „schöpfungstheologische“ Einordnung unabgeschlossen. Nur mit den 13 Büchern sind die *Confessiones* ein Ganzes.

II. Der Doppelsinn von *Confessio*

Eine vertiefende Betrachtung gilt dem Titel, der die Grundaussage des Werkes trifft. Augustin schreibt einmal „*Confessio gemina est, aut peccati aut laudis ...* das Bekenntnis ist doppelsinnig, entweder Bekenntnis der Sünde oder des Lobes“ (En. in Ps 29,2.19). Ebenso schreibt Augustin zu Beginn des 10. Buches, wo er über Sinn und Zweck der Bekenntnisse Auskunft gibt: „Denn so ich schlecht

bin, ist Dir Bekennen (confiteri tibi) nichts anderes als mein Missfallen an mir, so ich aber fromm bin, ist Dir Bekennen nichts anderes, als dass ich es nicht mir zuschreibe, weil Du, Herr, es bist, der ‚den Gerechten segnet‘, aber zuerst, da er noch gottlos ist, ihn gerecht macht“ (X 2,2). Confiteri im Sinn Augustins (aber auch schon der Bibel) umfasst also das Bekennen der eigenen Schuld und des Versagens und zugleich das Preisen Gottes, der ihn aus dieser selbstverschuldeten Not herausgeführt hat. Der Adressat des Bekenntnisses der Schuld und des Lobes ist also Gott. Erst in zweiter Linie richten sich die Bekenntnisse an die Menschen. Augustin will nicht jene befriedigen, die „neugierig nach anderer Leben, aber unlustig (sind), das eigene zu bessern“ (X 3,3), sondern jene, die über ihn einiges gehört haben ... – vielleicht wurde auch über seine Vergangenheit gesprochen – und die gläubig sind. Sie sollen sich nicht zu sehr für seine Vergangenheit interessieren, sondern sehen, was er mit Gottes Hilfe jetzt ist (confiteor ... quis ego sim, non quis fuerim: X 3,4). „Das soll die Frucht meiner Bekenntnisse sein, wenn sie nunmehr zeigen, nicht wie ich gewesen bin, sondern wie ich bin. Ich will es bekennen, nicht nur vor Dir in stillem Jubel unter Zittern und in stiller Trauer unter Hoffnung, – auch für die Ohren der glaubenden Menschenkinder, mir Genossen in meiner Freude, Gefährten meines Schwindens zum Tode, meiner Mitbürger, mit mir auf der Wanderschaft“ (X 4,6). Die Bekenntnisse sollen das Herz „aufrütteln, damit es nicht, in den Schlaf der Verzweiflung sinkend, sein ‚Ich kann nicht‘ sage, sondern aufwache unter ... dem Trost Deiner Gnade, durch die zur Kraft kommt jeder Schwache“ (X 3,4). Augustins Bekenntnis darüber, wer er war und wer er nun ist, soll den Sündern, Schwachen, Verzweifelten und allen Monnicas Mut und Hoffnung geben. Das Vertrauen gründet aber in Gott oder genauer „im innersten Arzt“ (X 3,4), Christus.

Wie aber heilt dieser Christus Medicus? Er heilt dadurch, dass er den Hochmütigen im Blick auf die Selbstentäußerung und Menschwerdung des Sohnes zur Demut führt. Dieses Thema durchzieht das gesamte Werk Augustins (vgl. Arbesmann) und wird in den *Confessiones* exemplifiziert. Schon in ihrer Ouvertüre spricht er vom „Zeugnis, dass Du den Hochfähigen widerstehst“ (I 1,1). Im 7. Buch spricht er von Schriften der Platoniker (V II 9,13ff), denen er die denkerische Überwindung des Manichäismus verdankt. In der Gottesfrage erinnerten ihn diese Bücher an das Johannesevangelium. Das andere aber fand er nicht, wie er mehrmals wiederholt, nämlich, dass er in sein Eigentum kam, dass das Wort Fleisch geworden ist, dass er sich entäußert und Knechtsgestalt angenommen hat.

„Die aber auf dem Kothurn, wie sie sagen, eines höheren Wissens zu groß sind, um ihn zu hören, wie er spricht:

„Lernet von mir, denn ich bin milde und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe (das unruhige Herz!) finden für eure Seelen“, die mögen wohl Gott erkennen, aber ... sie gehen in der Nichtigkeit ihrer eigenen Gedanken auf“ (VII 9,14).

Die Schilderung der Wandlung des berühmten römischen Rhetors Marius Victorinus, der Augustins eigenen Weg vorweggenommen hat, im 8. Buch (2,3ff) sollte zu Christi Demut aufmuntern, die den Weisen verborgen bleibt.

Die *Confessio* in ihrem Doppelsinn setzt den Weg vom Hochmut zur Demut voraus, den zu gehen Augustin 12 Jahre gebraucht hat, und umfasst das Bekennen seines Ungenügens, während der Hochmütige an sich festhält, obwohl er doch hinfällig, nichtig und ruhelos ist, und das Lob dessen, der ihn diesen Weg geführt hat.

Wegen des Doppelsinns von *Confessio* ist der deutsche Titel „Bekenntnisse“ missverständlich und unbefriedigend. Wenn hier trotzdem am Titel „Bekenntnisse“ festgehalten

wird, dann aus folgenden Überlegungen: Einmal hat sich dieser Titel eingebürgert. Dann hat sich die von Böhmer (schon 1915), Bardenhewer u.a. favorisierte Benennung „Lobpreisungen“ nicht nur nicht durchgesetzt, sondern bringt auch nur einen Aspekt des Doppelsinns von Confessio zum Ausdruck und kann deshalb ebenso wenig voll befriedigen. Schließlich gehören Augustins Confessiones durchaus zur literarischen Art der Bekenntnisse, da den persönlichen Erfahrungen allgemeine Modellhaftigkeit zugesprochen wird, ja diese literarische Art verdankt gewissermaßen ihren Ursprung Augustin. Sollte er deshalb, weil in einer säkularisierten Kultur der Bekenner ausschließlich von seiner Erfahrung, ohne Gott, spricht, nicht mehr als Ahnherr in der Reihe der Bekenntnisse gelten dürfen? Der Sprachwandel und die spezifische Bedeutung eines Begriffs sind übrigens immer zur berücksichtigen, nicht nur im Deutschen und nicht nur bei Confessio. Auch im Französischen variiert der Sinn je nachdem, ob man von den Confessions Augustins oder Rousseaus spricht.

Blicken wir auf Augustins Leben zurück, um die Frage zu beantworten: Welche Ereignisse, welche Umstände, welche Menschen waren hilfreich auf seinem Weg zum Glauben?

Einmal sei daran erinnert, dass Augustin die Fragen immer denkerisch zu klären versucht hat. So hat er den Manichäismus und den Astrologen mit philosophischen Ansätzen überwunden. Er ist Theologe und Philosoph. Blinder Glaube nach dem Motto: Das musst du glauben, oder „Vogel friss oder stirb“, ist keine katholische Art. Auch der Verstand soll Gott suchen und finden, auch wenn Gott selbst nicht denkerisch zu erfassen ist.

Dann hat der Glaube überzeugter Menschen Augustin weitergeholfen. Er erwähnt Marius Victorinus und das Zeugnis entschiedener Mönche, dann Ambrosius.

Schließlich wurde ihm klar, dass zur Überwindung der eigenen „Unentschiedenheit“ Gottes Gnade notwendig ist. Denken Sie an das „Gartenerlebnis“, das Augustin zum „Glaubenssprung“ befähigte. Allerdings kann und muss die Gnade erbetet werden. Das Gebet Monnicas war entscheidend, ein Trost für viele Mütter, in ähnlichen Situationen. Das Suchen und Finden umfasst einen Komplex von eigenem und fremden Bemühen um die Gnade des Glaubens. Der Glaube ist ein Geschenk und bleibt ein Geheimnis.

Quellen

- Sancti Aureli Augustini Confessionum libri tredecim recensuit et commentario critico instruxit Pius Knöll (CSEL 33).
Bernhart J., Confessiones – Bekenntnisse, lateinisch und deutsch, München 1955.
- Benutzte Literatur
- Arbesmann R., The concept of „Christus medicus“ in St. Augustine: *Traditio* 10 (1954) 1-28.
- Eckermann W.- Krümmel A., *Repertorium annotatum operum et translationum S. Augustini*, Würzburg 1992.
- Guardini R., *Die Bekehrung des Aurelius Augustinus*, München³ 1959.
- Harnack A., *Augustins Konfessionen: Reden und Aufsätze I*, Gießen 1904, 51-79.
- Mayer Cornelius P., *Confessio – Der Weg des Christen aus der Verflochtenheit von Schuld und Schuldgefühlen bei Augustinus: Traditio Augustiniana. Festgabe für Willigis Eckermann*, Würzburg 1994, 3-17.
- Pfligersdorffer G., *Augustino Praeceptor. Gesammelte Aufsätze zu Augustinus*, Salzburg 1987.

Dem leidenden Jesus nachfolgen

Die hl. Anna Schäffer von Mindelstetten (1882-1925)

Josef Kreiml

In der liturgischen Feier, in der Anna Schäffer heiliggesprochen wurde, sagte Papst Benedikt XVI. am 21. Oktober 2012 über die neue Heilige aus Bayern Folgendes: „Anna Schäffer wollte als Jugendliche in einen Missionsorden eintreten. Da sie aus einfachen Verhältnissen stammte, versuchte sie die nötige Aussteuer für die Aufnahme ins Kloster als Dienstmagd zu verdienen. In dieser Stellung erlitt sie einen schweren Unfall mit unheilbaren Verbrennungen an den Beinen, der sie für ihr ganzes weiteres Leben ans Bett fesselte. So wurde ihr das Krankenlager zur Klosterzelle und das Leiden zum Missionsdienst. Sie haderte zunächst mit ihrem Schicksal, verstand ihre Situation dann aber als einen liebevollen Ruf des Gekreuzigten in seine Nachfolge. Gestärkt durch die tägliche Kommunion wurde sie zu einer unermüdlichen Fürsprecherin im Gebet und zu einem Spiegel der Liebe Gottes für viele Ratsuchende. Ihr Apostolat des Betens und des Leidens, des Opfern und des Sühnens sei den Gläubigen ... ein leuchtendes Vorbild, ihre Fürbitte stärke die christliche Hospizbewegung in ihrem segensreichen Wirken.“¹

1. Anna Schäffer – eine Heilige der kleinen Leute

Heilige sind Interpreten des Evangeliums. Ihr Leben erzählt, wie der christliche Glaube Menschen motiviert, Leid zu tragen, Glück zu genießen, die Liebe zu mehren, ja im größten Elend noch Lebensfülle zu spüren. Allzu sehr haben wir in unserer Pastoral in den letzten Jahrzehnten vergessen, dass Hagiographie ein Teil der Theologie sein will, da sie die Wirkungsgeschichte des Evangeliums in den Menschen erzählt.²

Anna Schäffer wurde 1882 in Mindelstetten, Diözese Regensburg, als Tochter einer Schreinerfamilie geboren. Sie hatte noch fünf Geschwister. Das religiöse Leben wurde in der Familie nach Art des späten 19. Jahrhunderts gepflegt. Gottesdienstbesuche am Sonntag und gelegentlich am Werktag waren selbstverständlich, ebenso die übliche Weise des Sakramentenempfangs. Anna wird geschildert als ruhiges Kind, eher schüchtern. In der Schule lernte sie gut. Es war selbstverständlich, dass sie als Kind armer Leute nach dem Abschluss der Volksschule in Dienst gehen musste, um beruflich das Hauswesen zu lernen und sich selbst ihr Brot zu verdienen. Das war umso nötiger, als 1896 ein halbes Jahr vor ihrem Schulabschluss der Vater, erst 40-jährig, starb und dadurch Armut in die Familie einzog.

Nach ihrem Unfall im Forsthaus Stammham bei Ingolstadt am 4. Februar 1901 folgten ca. 30 Operationen. Es waren schlimme Wochen. Ein Vierteljahr blieb Anna im Krankenhaus. Dann stellte die Krankenversicherung ihre Zahlungen ein. Die Mutter, selbst arm, konnte die täglichen Pflegekosten nicht aufbringen. Sie holte die Tochter nach Hause und pflegte sie selbst. Der Arzt von Pförring versorgte Anna Schäffer. Nach einem weiteren Vierteljahr nahm

sich die Invalidenversicherung ihrer an und ließ sie in die Universitätsklinik Erlangen einliefern. Dort lag sie von Juli 1901 bis Mai 1902. Heilung konnte sie nicht erlangen. Auch die nachträglichen Hautverpflanzungsversuche schlugen fehl. So hat sie der Pförringer Arzt mehr als 20 Jahre hindurch jede Woche neu verbunden – jedes Mal eine schmerzhaft Tortur. Anna Schäffer konnte das Bett nicht mehr verlassen, war ganz angewiesen auf Pflege. Die Mutter versorgte sie hingebungsvoll. Anna konnte Strickarbeiten ausführen, zeichnen und schreiben. Letzteres hat sie eifrig getan. Auf Anweisung ihres Pfarrers Carl Rieger schrieb sie ihre Visionen auf, die sie „Träume“ nannte. Sie schrieb Gedichte, Gedanken und Gebete nieder. Vor allem aber schrieb sie viele Briefe; denn obwohl sie und ihr geistlicher Begleiter auf größte Diskretion bedacht waren, verbreitete sich ihr Ruf als fromme Dulderin. Vor allem die Seelsorgsaushilfen, meist Kapuziner, und viele andere Menschen verbreiteten ihren Ruf.

So schrieben ihr viele leidgeprüfte Menschen. Sie fand in solchen Briefen selbst Trost und fühlte sich oftmals nicht würdig, solchen Kreuzträgern Trost zuzusprechen. Dennoch schrieb sie aus Gehorsam. Offensichtlich hat Pfarrer Rieger sie dahingehend belehrt, dass Briefeschreiben Apostolat sei. Leider sind von den vielen Briefen nur 124 – neben 59 Zetteln und Manuskripten – erhalten geblieben. Diese allerdings geben – neben ihren „Traumheften“ – ausführlich Kunde von ihrem geistlichen Leben; sie bezeugen die Reife, welche Anna Schäffer gerade durch ihr Leid gefunden hat. Ihre spirituelle Tiefe ist geprägt von einer tiefen Beziehung zu Christus. Am Abend des 5. Oktober 1925 ist Anna Schäffer – Pfarrer Carl Rieger hatte gerade das Haus verlassen – gestorben. Sehr viele Menschen kamen zu ihrer Beerdigung. Pfarrer Rieger

schrieb mit Bleistift ins Totenbuch „Sancta“, („Heilige“), was die Kirche am 21. Oktober 2012 feierlich bestätigte. Die Seligsprechung der Heiligen aus Mindelstetten hatte am 7. März 1999 stattgefunden.

Anna Schäffer ist zu mystischen Tiefen gelangt. In zwölf Heften hat sie ihre Träume festgehalten; so nannte sie ihre geistlichen Erfahrungen. Ihr Pfarrer Carl Rieger hatte ihr geraten, diese aufzuschreiben. 183 Briefe und Zettel, die sie zwischen 1910 und 1925 geschrieben hat, bezeugen – oftmals in bescheidenen Andeutungen – ihre persönliche Liebe zum Heiland. Anna hat solches nie nach außen dringen lassen. Der Ruf ihres heiligmäßigen Lebens verbreitete sich zu Lebzeiten jedoch in der ganzen Gegend. Aber sie war nicht bereit, irgendetwas Außergewöhnliches von ihrer Person ausgehen zu lassen, außer dass sie den Leuten versicherte: Ich werde für euch beten. Ein einfühlsamer Seelsorger, Pfarrer Rieger, begleitete sie in all den Jahren; er brachte ihr fast täglich die hl. Kommunion, was damals eine große Ausnahme war. Anna Schäffer, die ab 1917 stark von der hl. Theresia vom Kinde Jesu und ihren Schriften geprägt wurde, lebte den „Kleinen Weg“. Sie wusste sich Christus innig verbunden; dies drückt sich in ihrer besonderen Ehrfurcht vor der hl. Eucharistie und in ihrer Verehrung des Herzens Jesu aus.

2. Anna Schäffers „Gedanken und Erinnerungen“

In ihren Aufzeichnungen „Gedanken und Erinnerungen meines Krankenlebens und meine Sehnsucht nach der ewigen Heimat“³ eröffnet Anna Schäffer ihr Herz und gibt Einblicke in ihr reiches Innenleben. Es wurde geformt vom Kreuz Jesu Christi und war gespeist aus dem täglichen Sakrament der heiligsten Eucharistie.⁴ Annas Aufzeichnungen haben

an vielen Stellen die Form eines Gebetes, eines vertrauten Sprechens mit Christus. Die Niederschriften erfolgten in den Jahren zwischen 1922 und 1925. Anna Schäffers Gesundheitszustand hat sich seit 1923 rapide verschlechtert. Sie wurde in ihren letzten Lebensjahren von unermesslichen Schmerzen am ganzen Körper, von Eiterwunden und Nervenkrämpfen heimgesucht.⁵ In ihrem jahrzehntelangen Leiden und in ihrer Armut ist sie gleichsam mit Christus gekreuzigt worden. Er wurde aber auch immer mehr ihr Leben.

Anna Schäffer hat in einem linierten Schulschreibheft, das 26 Seiten umfasst, kleine Einträge nach Art eines geistlichen Tagebuches niedergeschrieben. Im Folgenden führe ich eine Reihe wörtlicher Zitate an, die in anschaulicher und authentischer Weise Einblicke geben in die Zwiesprache der Verfasserin mit Gott. Anna Schäffer notiert: „Ich habe im Herzen stille heilige Freude, weil mich der Herr die Glut Seines Kreuzes ein wenig verspüren lässt.“⁶ Und weiter: „Unter dem Schatten des Kreuzes u. in der strahlenden Liebesglut vor dem Tabernakel will ich die Tage meines Leidens verbringen.“⁷ Das biblische Bild vom guten Hirten und vom verlorenen Schaf aufgreifend, schreibt Anna: „Mir kommt es oft vor lauter Schmerzen vor, ich sei in ein Dornengestrüpp verwickelt, und ich erachte mich dann wie jenes Schäflein, das der gute Hirt im Dornengestrüpp fand; ich habe dann im Herzen stille hl. Freude, denn dann weiß ich es ja, dass der Herr in meiner Nähe ist u. besonders in dieser hl. Fastenzeit da darf das Leiden schon schwerer sein u. ich fühle es auch ...! Hl. Herz Jesu, ich danke Dir!“⁸ An anderer Stelle notiert Anna Schäffer: „Ich freue mich so sehr, wenn ich einmal dieses Tränental verlassen darf. ... Auch dort möchte ich nicht einen Augenblick untätig sein u. möchte

gerne leiden bis zum Ende der Zeiten, bis alle Schäflein in den großen Schafstall eingegangen sein werden. Mein Wunsch ist, im Himmel durch mein fortwährendes Gebet noch so manche Sünderseele retten zu können, was auch hier mein einziger Wunsch wäre.“⁹ Oft hat die Verfasserin unter schlaflosen Nächten gelitten: „O mein Herr u. Heiland, wenn Du mir manchmal für ein paar Stunden Schlaf schenkst, so ziehe auch unterdessen mein Herz zu Dir, so dass ich auch im Schläfe in Deiner Nähe weile.“¹⁰

Die tiefe Liebe zum eucharistischen Herrn kommt in folgendem Eintrag zum Ausdruck: „Wenn mir jemand die Wahl ließe, entweder ganz gesund zu sein u. alle nur erdenklichen Freuden zu genießen u. keine hl. Kommunion empfangen; oder Tag u. Nacht die bittersten Schmerzen ohne jeden Schlaf zu erdulden, aber alle Tage die hl. Kommunion empfangen, so würde ich das Letztere wollen, denn alles irdische Leiden vermag nicht hinzuwiegen, was ich im Herzen leiden müsste, wenn ich die hl. Kommunion entbehren müsste.“¹¹ Und weiter ist zu lesen: „Vereint mit Jesus ... bin ich allzeit glücklich. Und wenn auch die Schmerzen meinen Leib durchwühlen, so fühle ich im Herzen doch eine solche Seligkeit, die ich nie auszusprechen vermag.“¹² Anna Schäffer ist bemüht, ihr Leben ganz am Willen Gottes auszurichten: „Der Wille des Herrn genügt mir u. mein Wille soll ganz u. gar erstorben sein. Diese Vereinigung in den Willen Gottes lässt mich in allem erkennen, dass das Leiden meine Erziehung für den Himmel ist.“¹³ „Alles soll von der Liebe zu Christus bestimmt sein: O Jesus, es schlage mein Herz nur aus Liebe zu Dir. Die ganze Aufgabe meines Lebens soll u. muss sein: Liebe für Liebe Dem lb. Heiland gegenüber. O lbst. Jesus, Du willst, dass ich nur das liebe, was Du selber bist u. Du selber liebst.“¹⁴

Ihr ganzes Leben soll, so Anna Schäffer, vom Dank und von der Anbetung Gottes geprägt sein: „Ich danke täglich dem lb. Gott, dass er mir den Verstand geschenkt u. erhalten hat, dass ich Ihm doch danken kann für alle Gnaden u. Leiden. Jeder Atemzug soll eine Anbetung des Dankes u. der Liebe sein u. möchte auch jede Minute gut ausnützen, dazu finde ich besonders in den vielen vielen schlaflosen Nächten großen Trost in dem betrachtenden Gebete, wo ich dann im Geiste vor dem hlst. Sakramente verweile. O wie vieles kann ich da immer dem lb. Heiland sagen u. Ihn trösten u. Ihm Sühne leisten u.s.w. u. da ist es wieder der hl. Rosenkranz, den ich sehr zu beten liebe ... Ich habe den Rosenkranz, als treuen Begleiter, die ganze Nacht in meinen oft von heißen Feuersgluten durchdrungenen Händen u. auch des Tages ist er mein Rosenspiel (so nenne ich ihn oft), wenn ich nicht grad stricke, schreibe oder sonst was tue. Und so ist mir der Rosenkranz stets ein treuer Freund am Krankenbette; er lehrt mich Jesu Leben, Leiden, Sterben u. Seine Herrlichkeit schauen u. betrachten! Er ist mir die beste Vorbereitung auf die hl. Kommunion; er ist mein Tröster in schlaflosen Nächten; in Trübsalen; er ist mein Wegweiser in die ewige Heimat u. er ist stets meine Lieblingsunterhaltung mit Jesus u. Maria.“¹⁵

Die Verfasserin wünscht sich, dass sie in der Sprache des Herzens beten kann: „Zur Vorbereitung und Danksagung nach der hl. Kommunion benütze ich nicht jedesmal ein Gebetbuch, sondern recht oft mache ich meine Vorbereitung u. Danksagung aus dem Kopfe. O wie vieles habe ich da dem lb. Heiland zu sagen bzw. zu danken für Seine große Liebe mir armseligen Sünderin gegenüber. O wie glücklich bin ich da jedesmal nach der hl. Kommunion ...? Nicht

finde ich da so geeignet das Gebetbuch, um den lb. Heiland anzubeten, zu danken u.s.w. als wenn man es mit der eigenen Herzenssprache tut.“¹⁶ Anna Schäffer notiert auch: „O wie freue ich mich, wenn einmal die Zahl der Tage des Leidens voll ist, um ewig zu Jesus zu gehen ...!“¹⁷ Und an anderer Stelle: „Herr, lehr mich beten, Herr, lehr mich lieben, Herr, lehr mich leiden ...!“¹⁸ Das Ziel von allem ist die Christusliebe: „O Jesus, in der hl. Kommunion u. am Kreuze habe ich Dich lieben gelernt.“¹⁹

Anna Schäffer macht sich auch mit dem Gedanken vertraut, dass sie einmal im Grab ruhen wird: „O hl. Grabesruhe, nach Dir sehnt sich mein müdes Herz ...! Jenseits erst vom Grab wird mein Glück voll u. meine Sehnsucht gestillt, welches ist: Jesus allein ... ! Oft durchwandle ich im Geiste den Gottesacker u. grüße all die stillen Schläfer, sie möchten auch für mich Armselige bitten, wenn ich einmal so glücklich bin, bei ihnen Platz zu nehmen, gleich einem Weizenkörnlein, zur großen Aussaat für die Ewigkeit ...!“²⁰ Die tiefe eucharistische Frömmigkeit der Verfasserin kommt in der folgenden Notiz zum Ausdruck: „Die Sehnsucht nach dem Himmel kann hier nur gestillt werden, bei der hl. Kommunion, der innigen Vereinigung mit Jesus ...! Dies ist ja jedesmal eine Vorfeier zum ewig dauernden Gastmahle. Die hl. Kommunion ist mein Himmel auf Erden, Sie ist mein Himmel im Leiden, Sie ist mein Himmel in der gänzlichen Hingabe an Ihn, den ich liebe u. der in meiner Seele wohnt. Ich will nur mehr aus Liebe leiden u. sterben.“²¹ Und weiter ist zu lesen: „Hl. Herz Jesu, all mein Vertrauen ruht in Dir u. in Leid u. Freud soll meine Zunge Deinen Namen preisen, jetzt, u. mit allen Engeln u. Auserwählten die ganze Ewigkeit hindurch.“²² Anna Schäffer ist auch überzeugt: „Wenn der lb. Gott etwas bestimmt will, nützt aller Widerstand nichts ...!“²³

Die Verfasserin ist bereit, zu leiden, wenn das dazu dient, dass andere zu Christus finden: „Wie gerne möchte ich ein Martyrium erdulden, einzig nur darum, dass der lb. Jesus im hlst. Sakramente mehr erkannt u. geliebt werde u. dass recht viele Seelen im Verlangen nach dem höchsten Gute entbrennen. Ich habe auf Erden keinen anderen Wunsch mehr, als in den Flammen Deines hlst. Herzens verzehrt zu werden ...! Der Welt möchte ich ganz u. gar tot sein u. oft fällt es mir nach ein paar Stunden erst wieder ein, dass ich mich noch in diesem Trärentale befinde. Ich fände auch keinen Reiz an ihr, weder an Gold u. Reichtum, weder in Ansehen u. Ehren u.s.f. Mein Glück, meine Freude u. Seligkeit ist: Jesus allein, den ich liebe u. der in meiner Seele wohnt.“²⁴ Anna Schäffer versteht ihr Leiden als Vereinigung mit dem Leiden Christi: „O wie ist der lb. Gott so gut, Er schickt mir Leiden, die mir so nötig sind, um Ihm näher zu kommen. O mein Jesus, ich lege alles in Dein hlst. Herz, ersetze Du alles, was mangelhaft u. noch voller Fehler ist. O mein Jesus, diese Schmerzen, die ich jetzt leide, vereinige ich mit Deinen Schmerzen u. will sie gerne tragen zur Abbüßung meiner Sünden. Alle meine Leidenstage will ich im Geiste der Buße u. Sühne u. Liebe in Vereinigung mit dem hl. Willen Gottes verbringen.“²⁵ Die Verfasserin will alles aus der Hand Gottes annehmen und anderen Menschen Freude bereiten: „Täglich will ich auch dem lb. Gott danken, für alle Gnaden u. Wohltaten. Und so bin ich allzeit glücklich u. wenn ich recht viel leiden darf noch glücklicher u. was mir irgendwelche Anstrengung macht, im Stricken, Schreiben, oder was ich halt grad tue, so tue ich es mit besonderer Vorliebe u. achte nicht auf die Anstrengung hierbei; sondern ich bin glücklich, wenn ich andern mit irgend einer Arbeit oder mit meinen armseligen Zeilen eine Freude bereiten kann.“²⁶

Der Gedanke der Sühne und des Opfers bzw. der Selbsthingabe ist für Anna Schäffer zentral: „Mein Wunsch u. Vorsatz ist: eine große Schar von Seelen retten zu helfen u. dieselben in den Himmel hineinzuziehen.“²⁷ Wir lesen auch: „Unter gänzlicher Hingabe, o mein Gott, habe ich mich Dir als Opfer übergeben, lass mich leiden u. dulden nach Deinem Wohlgefallen; lass mich leiden auf dem Kreuze, auf welches Du mich gelegt hast, bis ich Dir lieb u. angenehm bin. Mit Bereitwilligkeit nehme ich den Kelch der Bitterkeit entgegen u. danke Dir bis zum letzten Atemzuge.“²⁸ Anna will ihr ganzes Leben am Willen Gottes ausrichten: „Ich habe schon längst, längst keinen Willen mehr, nur der Wille Gottes ist in meinem Herzen als alleiniger Herrscher aufgestellt u. Ihm allein, Den ich liebe u. Der täglich mein armes Herz in der hl. Kommunion aufs Neue besucht, Ihm allein, habe ich mich ganz willenlos, (dass ich für mich keinen Willen, keinen Eigenwillen besitzen will) u. mit vollster Hingabe übergeben. Mache mit mir, was Du willst, o göttlicher Heiland, leiden will ich für Dich, leiden u. sterben mit Dir.“²⁹ Anna Schäffer fasst ihr Leben so zusammen: „Das Kreuz u. Leiden ist meine Himmelsleiter.“³⁰

Nach diesem Blick auf die geistlichen Aufzeichnungen Anna Schäffers, in denen die Kreuzesnachfolge im Zentrum steht, ist es angebracht, die theologische Bedeutung des Karfreitags – zumindest ansatzweise – zu bedenken.

3. Betrachtung zum Karfreitag

Das Bild des gekreuzigten Christus macht den ganzen Ernst menschlicher Not, menschlicher Verlorenheit, menschlicher Sünde sichtbar.³¹ Dennoch ist es in allen Jahrhunderten immer wieder als Bild des Trostes und der Hoffnung empfunden

worden. Der Isenheimer Altar von Matthias Grünewald, vielleicht das erregendste Kreuzesbild der Christenheit überhaupt,³² stand in einem Antoniterkloster, in dem die Menschen gepflegt wurden, die von den schrecklichen Seuchen befallen waren, von denen das Abendland im Spätmittelalter heimgesucht wurde. Von diesem Bild her wussten sich die Kranken und Geschlagenen gerade durch ihre Krankheit mit dem gekreuzigten Christus identisch, der als Geschlagener mit allen Geschlagenen der Geschichte eins geworden war; sie erfuhren die Gegenwart des Gekreuzigten in ihrem Kreuz und wussten sich durch ihre Not hineingehalten in Christus und damit in den Abgrund ewigen Erbarmens. Sie erfuhren sein Kreuz als ihre Erlösung.³³ Es gibt eine Frage des Menschen, die über alles hinausreicht, was Politik und Wirtschaft bewirken können, eine Frage, die nur durch den gekreuzigten Christus zu beantworten ist, durch den Menschen, in dem unser Leid an das Herz Gottes, an die ewige Liebe rührt. Denn nach ihr dürstet der Mensch und ohne sie bleibt er trotz aller möglichen und nötigen Verbesserungen ein absurdes Experiment.³⁴ Der Trost, der vom leidenden Herrn ausgeht, ist auch heute für uns nötig, gerade heute. Er ist in Wahrheit der einzige Trost, der nicht vertröstet. Gebe Gott, dass Augen und Herz uns aufgehen für diesen Trost; dass wir in ihm zu leben und von ihm weiterzugeben fähig werden; dass wir inmitten des Karfreitags der Geschichte das österliche Geheimnis empfangen und darin zu Erlösten werden.³⁵

4. Eine große Reise nach innen und nach oben

Als Anna Schäffer am 7. März 1999 seliggesprochen wurde, hat Joseph Kardinal Ratzinger am Tag zuvor in seiner Predigt

in St. Paul vor den Mauern auf die Mystik und Vorbildlichkeit der Anna Schäffer hingewiesen. In den 25 Jahren ihres Leidens habe sie eine große Reise nach innen und nach oben unternommen.³⁶ Mit diesem eindrucksvollen Wort wird die ganze Lebensgeschichte der Heiligen vor Augen geführt: Es war eine Reise nach innen, um im Empfang der Sakramente, im eigenen Leiden immer tiefer zu sich selbst zu finden. Und es war eine Reise nach oben, weil sie so Jesus Christus immer ähnlicher wurde und am Ende dieses Weges Gott selbst schauen durfte. Mit dieser Botschaft rüttelt uns Anna Schäffer neu wach für die Frage nach dem Umgang mit Leid und Not. In einer Welt, die dazu neigt, Elend zu verdrängen, ruft uns die Heilige dazu auf, gemeinsam auf den Gekreuzigten zu schauen. Für Christen ist das Kreuz kein Grund, einen Bogen um das Leid zu machen, sondern die Wirklichkeit so anzunehmen, wie sie ist und sich ihr zu stellen. In ihrem Leiden stellt uns Anna Schäffer die zentrale Frage: Was wäre die Welt ohne den Gekreuzigten? Ohne ihn wüssten wir nicht, dass Gott uns Menschen so sehr liebt, dass er mit uns leidet und in Jesus Christus für uns stirbt. Er hält sich die Wunden der Menschen nicht vom Leib. Er trägt sie selbst und ist daran zu erkennen auch nach seiner Auferstehung.³⁷ Er ist die dunklen Wege der Ohnmacht und der Niederlagen selbst gegangen. So enthüllt das Kreuz für den glaubenden Menschen die verborgene Kraft Gottes. Gerade daran erinnert uns Anna Schäffer.

Es hat einen tiefen Sinn, wenn wir in der Karfreitagsliturgie singen: Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung. Auf den Gekreuzigten schauen, das ist eine Kraft, die uns hält und stärkt und auch über Abgründe trägt. Der Herr lässt den Menschen nicht allein, so sehr dieser auch eine Gottferne erleben mag. Viele kennen die Erfahrung, die auch

Anna Schäffer machen durfte: In einer schweren, notvollen Stunde vermag der Blick zum Gekreuzigten mehr Trost zu geben als alle menschlichen Worte. Die Gegenwart Gottes wendet unsere Not von Grund auf freilich nicht in dem Sinn, dass es sie fortan nicht mehr gäbe. Überwunden hat er die Not vielmehr so, dass Leid und Sünde uns nicht mehr vernichten können. Zwar werden wir all das, was menschliches Kreuz heißt und ist, oft nicht verstehen; aber wir können es bestehen. Dieses Zeugnis hat uns Anna Schäffer gegeben, um uns auf die Reise nach innen und nach oben mitzunehmen.³⁸

5. Die verwandelnde Kraft der Gnade

Anna Schäffer ist zur Ehre der Altäre erhoben worden. Sie wird uns als ein Mensch vor Augen gestellt, an dem die Gnade Gottes ganz und gar wirksam geworden ist.³⁹ Wie ist es möglich, dass ein Mensch sein Leben ganz und gar von Gott durchdringen lässt und so sein Denken, Wollen und Handeln, sein ganzes Lebensgeschick aus der Hand Gottes annimmt? Gott macht uns Menschen heilig. Schon in der Taufe wirkt er in uns, so dass wir von unseren persönlichen Sünden und von der Sünde Adams befreit werden und in ein neues Verhältnis der Heiligkeit und Gerechtigkeit zu Gott eintreten. Die Taufe ist aber nur der Anfang unseres Lebens mit Gott. Der Weg der Nachfolge Christi ist oft beschwerlich. Es besteht die Gefahr, dass wir auf dem Weg stehen bleiben und die innere Entwicklung unseres Lebens mit Gott stagniert. So wäre unser Leben eine nicht eingelöste Gabe und Gnade von Gott her. Der Mensch kann in der Gnade Gottes sein ganzes Lebensgeschick aber auch innerlich annehmen. Indem er sich Jesus Christus, dem gekreuzigten, leidenden, für uns sterbenden und auferstandenen Herrn ganz

gleichgestalten lässt, wird er befähigt, selbst die Leiden und Mühen des Lebens in einer guten Gesinnung anzunehmen und zu ertragen, so dass auch der Leib Christi in dieser Zeit in rechter Weise aufgebaut wird (vgl. Kol 1,24: „Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt.“).

Das bedeutet nicht, Christus habe nicht genug gelitten; vielmehr will das, was Christus als Haupt des Leibes für uns getan hat und was er für uns, die Glieder seines Leibes, bedeutet, auch in der Kirche wirksam werden. Daher liegt es an uns, in voller Freiheit in der Nachfolge Jesu Christi unseren Lebensweg zu gehen. Von Gott begnadet sein bedeutet nicht, dass unsere persönliche Mitwirkung nicht erforderlich wäre. Vielmehr sollen wir mit Hilfe der Gnade Gottes unseren Beitrag leisten, dass Gottes Reich in unserer Zeit aufgebaut wird. Es ist wichtig, unseren Glauben nicht nur allgemein zu kennen, sondern im Hinblick auf bestimmte Menschen zu erkennen, welche verwandelnde, erhebende und vollendende Kraft die Gnade Gottes hat.⁴⁰ Diese Kraft der Gnade Gottes sehen wir an einem einfachen Menschen, an Anna Schäffer. Manche Heilige haben Großartiges für die Kirche geleistet: etwa auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft der hl. Augustinus, der hl. Thomas von Aquin oder der selige John Henry Newman. Sie haben unter den Bedingungen ihrer je eigenen Zeit den christlichen Glauben brillant durchdrungen und uns von seiner inneren Vernünftigkeit her dargestellt. Oder wir denken an die großen Ordensreformer und Ordensgründer: den hl. Franziskus, die hl. Theresia von Avila. Sie gehören zu den bekannten Heiligengestalten, die Großes geleistet haben und durch ihr Wirken die Kirche zum Leuchten bringen. Durch ihr Leben wird sichtbar, was Kirche von Gott her bedeutet. Sie ist keine von Menschenhand

gemachte Organisation. Sie ist vielmehr der Leib Christi, der aufgebaut wird durch die vielen Gaben und Charismen, die der Heilige Geist seiner Kirche schenkt.

Anna Schäffer leuchtet durch keine so besondere Begabung oder Leistung hervor; sie war ein ganz einfacher Mensch. Wir wissen aber, welch furchtbares Schicksal sie erlitten hat. Da ihr medizinisch niemand helfen konnte, musste sie bis zu ihrem Tod 25 Jahre später furchtbare Schmerzen erleiden und in schrecklicher Armut leben. Jeder Mensch würde in einer solchen Situation für uns alle wohl verständlich mit Gott und seinem Schicksal hadern. Anna Schäffer aber war für die Gnade Gottes innerlich so aufgeschlossen, dass ihre Haltung zu einem Gebet, zu einer Fürbitte wird.⁴¹ In ihrem Leben wurde die Liebe Gottes zu uns Menschen sichtbar gerade auch in Leid und Not.

Wir alle kennen Menschen, die von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht werden. Alle diese Menschen können sich an Anna Schäffer orientieren. Deshalb kann sie in der Tat als eine Volksheilige bezeichnet werden. Jeder von uns kann sich in irgendeiner Weise mit ihr identifizieren. Schließlich sind wir alle von Schicksalsschlägen bedroht und müssen am Ende einmal sterben. Die Endlichkeit und Begrenztheit menschlicher Existenz macht uns darauf aufmerksam, dass der letzte, tiefste Sinn menschlichen Lebens nicht in Gesundheit und Jugend, in Reichtum und Lebensgenuss bestehen kann. All das vergeht. Anna Schäffer zeigt uns, worauf es wirklich ankommt nämlich in allen Situationen unseres Lebens auf Christus zu schauen. Er hat unser Leiden getragen und an sich selber erlitten: in Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragen, Kreuzigung, aber auch im Verraten-, Verspottet- und Verkanntwerden seiner Sendung. Er, der gekommen war, um das Reich Gottes zu

den Menschen zu bringen, wird zurückgewiesen bis auf den heutigen Tag. Diese leiblichen, aber auch die inneren geistigen Leiden Jesu wollen uns Orientierung dafür sein, dass wir in Freud und Leid des irdischen Lebens den Blick immer offenhalten müssen auf die Ewigkeit hin, für die wir bestimmt sind. Kein Mensch kann von sich sagen, dass sein Leben sinnlos oder vertan wäre und er an einem Punkt angekommen ist, an dem es für ihn keine Hoffnung mehr gäbe. Der gekreuzigte und auferstandene Herr schenkt uns Mut für unser Leben. Wer die Kirche erneuern will, muss im Glauben ganz tief, in der Hoffnung fest und in der Liebe zu Gott und zum Nächsten brennend werden.⁴² Gott schenkt uns die Heiligen, die die Macht seiner Gnade, die uns Menschen verwandelt und erneuert, sichtbar machen. Das ist das wichtigste Vermächtnis der hl. Anna Schäffer, dass sie mitten im Leid auf Christus geschaut hat, der gegenwärtig ist im allerheiligsten Sakrament des Altars.⁴³

6. Das Geheimnis des Kreuzes

Anna Schäffer war eine Frau aus dem einfachen Volk; ihr Schicksal war menschlich tragisch. Doch sie hat in ihrer beengten Situation geistliche Erfahrungen gemacht, die ihren Blick geweitet haben. Behinderung und Leid waren Ansatz für geistliches Wachstum.⁴⁴ Der Blick einer Frau, deren Lebenspläne zerstört waren, entdeckte einen großen Plan, in dem sie einen wichtigen Platz einnahm. Anna Schäffer kann anderen zeigen, was sie für sich selbst gefunden hat: Auch wenn ich im üblichen Sinne nichts mehr leisten kann, ist mein Leben dennoch bedeutend. Sogar unter Schmerzen kann ich glücklich sein. Auch wenn ich auf Hilfe angewiesen bin, habe ich etwas zu geben. Meine Behinderung, meine Schmerzen,

meine Leiden können zu einer Quelle des Glaubens und der Liebe werden. Das Mysterium des Kreuzes steht , so Benedikt XVI., nicht einfach uns gegenüber, sondern bezieht uns mit ein und gibt unserem eigenen Leben einen neuen Rang.⁴⁵ Insofern muss im Mittelpunkt des apostolischen Dienstes und der zum Glauben führenden Evangeliumsverkündigung das Hineintreten in das Geheimnis des Kreuzes stehen.⁴⁶

Anmerkungen

- ¹ Papst Benedikt XVI., Anna Schäffer – ein Spiegel der Liebe Gottes für viele Ratsuchende. Predigt zur Heiligsprechung am 21. Oktober 2012, in: Heilige Anna Schäffer von Mindelstetten/Bayern, Brief 62, Juni 2013, 38–50, hier 48. – Als geduldig Leidende und Ausharrende bis zuletzt wurde Anna Schäffer für viele „ein Zeichen für einen neuen Umgang mit Leiden, Sterben und Tod“ (Klaus Stock, Die letzte Wegstrecke ist steil und schwer. Anna Schäffer und die Hospizbewegung, in: KIBI 92 [2012], 217). Die Heilige aus Mindelstetten war nicht allein. Was heute ehrenamtliche Hospizbegleiterinnen und -begleiter übernehmen, haben damals ihre Mutter und ihre Nachbarn auf ihre Weise getan: einem Menschen menschliche Nähe zu schenken. Anna Schäffer fand vor allem im Hinschauen auf den leidenden Christus Hilfe zum Aushalten. „Kraft für den langen, steilen und beschwerlichen Weg schöpfte sie in dem Gedanken der Sühne und des Opfers“ (ebd.).
- ² Vgl. zum Folgenden Ludwig Mödl, Anna Schäffer eine Heilige des Volkes. Wie können wir die Heiligsprechung als pastorale Möglichkeit nützen?, in: KIBI 92 (2012), 212216, hier 212214.
- ³ Anna Schäffer, Gedanken und Erinnerungen meines Krankenlebens und meine Sehnsucht nach der ewigen Heimat, hg. von Georg Franz X. Schwager, Regensburg 2012. Vgl. auch Georg Franz X. Schwager, Anna Schäffer. Vorbild der Kranken, Leidenden und Armen, Regensburg 2012.
- ⁴ Georg Franz X. Schwager, Einführung, in: Anna Schäffer, Gedanken

und Erinnerungen (Anm. 3), 713, hier 7. Vgl. auch „Im Leiden habe ich Dich lieben gelernt! Die Schriften Anna Schäffers. Dokumentiert von Emmeram H. Ritter, Regensburg 1999 und ders., Anna Schäffer, Eine Selige aus Bayern, Regensburg 2011.

⁵ G. F. X. Schwager, Einführung (Anm. 4), 9.

⁶ Anna Schäffer, Gedanken und Erinnerungen (Anm. 3), 16.

⁷ Ebd., 17.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., 17 f.

¹⁰ Ebd., 18.

¹¹ Ebd., 19.

¹² Ebd.

¹³ Ebd., 20.

¹⁴ Ebd., 21.

¹⁵ Ebd., 24.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., 25.

¹⁸ Ebd., 26.

¹⁹ Ebd., 27.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., 28.

²² Ebd., 29.

²³ Ebd., 31.

²⁴ Ebd., 32.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., 33.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., 36.

²⁹ Ebd., 38.

³⁰ Ebd.

³¹ Vgl. Joseph Ratzinger, Karfreitag (1973), in: ders., Dogma und Verkündigung, Donauwörth 4. Aufl. 2005, 327335, hier 331.

³² Ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., 334.

³⁵ Ebd., 335. Vgl. auch Abt Columban Luser OSB, Das Rätsel des Kreuzes, in: Josef Kreiml (Hg.), Katechesen zum Credo. Mit einem Geleitwort von Bischof Klaus Küng, Regensburg 2014, 7383.

³⁶ Vgl. das Grußwort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch anlässlich des Empfangs in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl am Tag der Heiligsprechung von Anna Schäffer am 21. Oktober 2012, in: Heilige Anna Schäffer von Mindelstetten/Bayern, Brief 62 / Juni 2013, 6264, hier 62.

³⁷ Ebd., 63.

³⁸ Vgl. ebd., 63. Wie Anna Schäffer hat auch Chiara Luce Badano (1971|1990), eine junge Norditalienerin aus Sassello, ihre Krankheit in einer tiefen Christusbeziehung angenommen. Chiara ist kurz vor ihrem 19. Geburtstag infolge einer schweren Krebserkrankung gestorben. Am 25. September 2010 wurde sie seliggesprochen. Dr. Brach, der behandelnde Arzt von Chiara, sagte über seine Patientin Folgendes (zit. nach: Gudrun Griesmayr / Stefan Liesenfeld, Chiara Luce Badano. „Gott liebt mich doch! Ein kurzes, intensives Leben, München 3. Aufl. 2010, 54): „Mit Chiara hatte sich eine Beziehung des Dialogs, der Freundschaft entwickelt. Auf diese Weise habe ich ihren tiefen Glauben kennengelernt. Als meine Eltern starben, hatte sie tröstende Worte für mich. Sie glaubte an ein Weiterleben nach dem Tod und sprach davon mit einfachen, nicht angelernten Worten. Immer wieder hat sie mir versichert, dass sie ihre Situation annehme, wie sie ist. Und das sagte sie ganz spontan und natürlich. Sie zeigte ihren Glauben nicht so sehr durch Worte, sondern durch ihre Haltung, durch ihren Frieden. Sie meinte es wirklich ernst. Davon bin ich überzeugt, denn in einer Situation wie der ihren ist es fast unmöglich, auf Dauer etwas vorzutäuschen.

³⁹ Vgl. zum Folgenden Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, Gott ist es, der uns heilig macht. Predigt zum Anna-Schäffer-Gebetstag am 26. Juli 2012 in Mindelstetten, in: Heilige Anna Schäffer von Mindelstetten/Bayern, Brief 62 / Juni 2013, 1927.

⁴⁰ Ebd., 21.

⁴¹ Ebd., 22.

⁴² Ebd., 25.

⁴³ Vgl. auch Ludwig Mödl, Auch Leid und Schmerz können mit Sinn erfüllt werden. Predigt zum Anna-Schäffer-Gebetstag am 26. Juli 2012 in Mindelstetten, in: Heilige Anna Schäffer von Mindelstetten/Bayern, Brief 62 / Juni 2013, 1014.

⁴⁴ Ludwig Mödl, Anna Schäffer eine Heilige des Volkes (Anm. 2), 216.

⁴⁵ Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Zweiter Teil:

Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung, Freiburg 2011, 260.

- ⁴⁶ Ebd., 262. Vgl. auch Josef Kreiml, Der Glaube an Jesus Christus in der Theologie Benedikts XVI. Zum Jesus-Buch des Papstes, in: ders. (Hg.), Christliche Antworten auf die Fragen der Gegenwart. Grundlinien der Theologie Papst Benedikts XVI., (Schriften der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten, Bd. 1), Regensburg 2010, 151168; außerdem Thomas Söding, Brückenbau über dem Abgrund. Der Passionsweg Jesu in der Sicht des Pontifex, in: ders. (Hg.), Tod und Auferstehung Jesu. Theologische Antworten auf das Buch des Papstes, Freiburg 2011, 7799.

Die Kreuzesmystik Therese Neumanns

Wolfgang Vogl

Vorbemerkung

Die Bilder von den blutigen Ekstasen der stigmatisierten Mystikerin Therese Neumann (1898–1962), in denen sie zwischen 1926 bis zu ihrem Tod 1962 mehrere hundert Male das Leiden Christi visionär erlebt und durchlitten hatte, sind um die ganze Welt gegangen. Um diese Kreuzesmystik Therese Neumanns verstehen zu können, ist es unerlässlich, diese ekstatischen Phänomene in den biographischen Rahmen ihrer Spiritualität und ihres Wirkens einzuordnen, um nicht der Gefahr zu erliegen, einer rein immanent-psychogenen Interpretationsweise verhaftet zu bleiben. Durch die biographische Kontextualisierung soll versucht werden, den Sinnzusammenhängen auf die Spur zu kommen, die zwischen der äußerlich wahrnehmbaren mystisch-ekstatischen Wirklichkeit des Mitleidens mit der Passion Christi und der inneren spirituellen Entwicklung Therese Neumanns bestehen, um zu einem „ganzheitlichen“ spirituellen Profil der Konnersreuther Stigmatisierten gelangen zu können.

Die Vorbereitung der Kreuzesmystik Therese Neumanns bis 1925

Wie ein Vorzeichen auf die spätere Zentralität des Kreuzes Christi im Leben Therese Neumanns mutet die Tatsache an, dass sie am 8. April 1898 gerade an einem Karfreitag geboren wurde.¹ Therese Neumann wuchs in dem nordoberpfälzischen Marktflecken Konnersreuth auf, wo sie von ihren Eltern Ferdinand (1873–1959) und Anna Neumann (1874–1949) als ältestes von zehn Kindern in streng christlichem Geist erzogen wurde.² Als sie am 18. April 1909 in der Konnersreuther Pfarrkirche St. Laurentius die Erstkommunion empfing,³ habe sie, wie sie später am 13. Januar 1953 vor dem Eichstätter Bischof Joseph Schröffer (reg. 1948–1967) eidesstattlich erklärte, ein erstes außerordentliches mystisches Erlebnis gehabt und beim Kommunionempfang nicht mehr den Priester mit der Hostie, sondern das verklärte Jesuskind vor sich gesehen. Seit dieser Zeit habe sie auch ein besonderes Verlangen nach einem häufigeren Empfang der Kommunion verspürt.⁴ Ihr geistliches Leben als Kind und Jugendliche überschritt nicht das gewöhnliche Maß und war durch ihren wahrheitsliebenden und willensbetonten Charakter geprägt.⁵ Neben dem Rosenkranz,⁶ den üblichen Morgen- und Abendbeten, den Gebeten für die Verstorbenen und dem gemeinsamen Beten in der Familie,⁷ pflegte sie als Jugendliche auch eine besondere Andacht zur Passion Christi⁸ und besuchte vor allem am Sonntagnachmittag die Pfarrkirche, um mit dem eucharistischen Herrn allein Zwiesprache halten zu können.⁹ Als sie als Jugendliche in der Sonntagsschule lernte, jeden Wochentag durch eine besondere Gebetsmeinung auszuzeichnen, widmete sie den Freitag in besonderer Weise dem Leiden Christi, der Verehrung des

verwundeten Herzens Jesu und dem Bittgebet für leidende und sterbende Menschen sowie den Armen Seelen.¹⁰ Nachdem sie um das Jahr 1913 ihre Berufung zum gottgeweihten Leben entdeckte, um als Missionsschwester „etwas für Christus zu tun“¹¹, lernte sie im August 1914 die Dienerin Gottes Thérèse von Lisieux (1873–1897) kennen,¹² für die 1910 der bischöfliche Informativprozess eröffnet worden war.¹³ Thérèse von Lisieux hatte als Karmelitin mit ihrem „kleinen Weg“ die Heiligkeit in die Alltagswelt hereingeholt und gezeigt, dass sich Gott in der Liebe Christi zu den Menschen herabneigt und dass der nach christlicher Vollkommenheit strebende Mensch aufgerufen ist, im Geist der Kindheit mit Vertrauen und Hingabe auf diese barmherzige Liebe zu antworten, um sein eigenes Heil und das der Mitmenschen zu wirken.¹⁴ Neben dem vertrauensvollen Kleinsein vor Gott im Geist der Kindschaft¹⁵ war es besonders der Gedanke des Mitwirkens am Heil der Seelen durch stellvertretendes Opfern und Leiden, das Therese Neumann von der Heiligen aus Lisieux in ihre eigene Spiritualität aufgenommen hatte. Ein Gebetsbild, das Therese Neumann in dieser Zeit erhielt und mit dem sie täglich um die Seligsprechung der Dienerin Gottes betete,¹⁶ zeigt Thérèse von Lisieux auf dem Sterbebett mit ihren letzten Worten, „Mon Dieu, je vous aime“, und den Joh 19,28 nachempfundenen Worten Jesu: „Mich dürstet nach Liebe!“. Durch dieses Gebetsbild konnte sich Therese Neumann an Thérèse von Lisieux orientieren und sich in die geistliche Haltung des sühnenden Mitwirkens am Erlösungswerk Christi vertiefen. Der Gedanke, „die Sünden anderer Gott abzubitten und dafür Genugtuung zu leisten“,¹⁷ der sich dann später wesentlich mit der Erfahrung von Leiden und Kreuz verbinden wird, hatte sich bei Therese Neumann bereits ab Februar 1912 entwickelt, als sie beim Gastwirt

„Kouhlenzen“ Dienstmagd war. Nach der Begegnung mit der Spiritualität der Dienerin Gottes aus Lisieux war Therese Neumann zu Jahresbeginn 1915 dem nächtlichen Sühneverein beigetreten, dessen Mitglieder sich verpflichteten, einmal im Jahr an einem Donnerstag um Mitternacht eine nächtliche Anbetungsstunde zur Sühne für die in der Nacht begangenen Sünden zu halten.¹⁸ Seit 1917 bezog Therese Neumann die „im Geist der Schwester Theresia vom Kinde Jesu“ verfasste Zeitschrift „Der Rosenhain“,¹⁹ die ohne Sentimentalitäten für den „kleinen Weg“ der geistlichen Kindheit zu werben verstand.²⁰ Zum Weihnachtsfest 1917 erhielt Therese Neumann auch eine Ausgabe der „Geschichte einer Seele“, in die sie ein Gebet eingetragen hatte, das die Spiritualität der Thérèse von Lisieux widerspiegelt, nämlich die Liebe, den Geist der Kindheit, das Vertrauen, die Hingabe, die Gnade und die Mitwirkung am Erlösungswerk Christi, indem Therese Neumann für ihre Angehörigen und die ganze Welt bittet, um auf diese Weise Jesus „Freude“ zu bereiten, der sich nach der Liebe der Menschen sehnt.²¹

Als sich Therese Neumann am 10. März 1918 bei Löscharbeiten an der Wirbelsäule verletzte, blieb sie ab dem 22. Oktober 1918 ständig gelähmt und bettlägerig, verfiel in ein schweres Siechtum, bekam nicht mehr heilende Aufliegewunden und erblindete im März 1919 vollständig.²² In dieser Kreuzesschule rang sie zunächst mit ihrem schweren Los,²³ bis sie dann aber mit Hilfe Pfarrer Joseph Nabers (1870–1967), der ihr täglich die Kommunion brachte,²⁴ ihr Leid anzunehmen vermochte, um es Christus in der Haltung der Sühne für seine Anliegen anzubieten.²⁵ So fand Therese Neumann auf ihrem Krankenlager zu ihrer neuen Berufung, nämlich durch das Leiden an der Rettung der Welt mitzuwirken und sich stellvertretend für

die Menschen Gott anzubieten. Wie Thérèse von Lisieux erkannte auch Therese Neumann ihre Berufung zur Mitwirkung an der Erlösung durch stellvertretendes Opfern und Sühnen, das im Geist der Kindheit auch auf den Wert der kleinsten Liebesakte vertraut,²⁶ und gelangte dabei zu einer erstaunlichen geistlichen Indifferenz²⁷ und inneren Ausgeglichenheit.²⁸ Um die Jahreswende von 1922 auf 1923 begann Therese Neumann, sich Gott für ganz konkrete Personen anzubieten und deren Leiden zu übernehmen.²⁹ Als sich Therese Neumann für die am 29. April 1923 angekündigte Seligsprechung mit einer Novene vorbereiten wollte, um „den kindlichen Geist der kleinen Therese zu erhalten“³⁰, bekam Therese Neumann ein von lebensbedrohlicher Atemnot begleitetes Magengeschwür, das nach dem Auflegen einer Theresienreliquie am 25. April 1923 glücklich aufbrechen konnte.³¹ Am Seligsprechungstag, dem 29. April 1923, konnte Therese Neumann dann plötzlich wieder vollständig sehen, ohne dass sie um die Wiedererlangung des Augenlichtes gebetet hätte.³² Nach der Wiedererlangung ihrer Sehkraft – die anderen Leiden und Schmerzen sowie die Lähmung blieben unverändert³³ – konnte Therese Neumann wieder schreiben. Die von ihr erhaltenen Briefe geben einen wertvollen Einblick in ihre geistliche Entwicklung in dieser Zeit. Eingebettet in ihre tiefe Verbundenheit mit Thérèse von Lisieux scheinen in den Briefen immer wieder ihr Bemühen um Indifferenz im Leiden und ihre Berufung durch, sich Gott als Opfer- und Sühneseele anzubieten, um sich als Glied des mystischen Leibes der Kirche nützlich machen zu können.³⁴ Am 8. September 1923 schloss sich Therese Neumann der von den Töchtern des Herzens Jesu in Hall in Tirol getragenen „Vereinigung der Opferseelen“ an, die sich mit Einverständnis des Seelenführers dazu bereit erklärten, im

Geist der Sühne alle körperlichen, geistigen und seelischen Leiden und Prüfungen anzunehmen, um durch dieses Opfer das göttliche Herz Jesu zu verehren, die Kirche zu fördern und Gnaden für die Priester und das Heil der Seelen von Gott zu erbitten.³⁵ Die Zeit der inneren Formung Therese Neumanns nach ihrer Heilung von der Blindheit blieb weiterhin von äußeren Leiden begleitet. So hatte sie in den Jahren 1923 und 1924 immer wieder Ohrenleiden und Geschwüre im Hals, die teilweise sehr gefährlich waren.³⁶ Als im Frühjahr 1925 die Aufliegewunden am linken Fuß, der durch die Lähmung krampfhaft hinaufgezogen war, so brandig wurden, dass man die Amputation in Erwägung ziehen musste, entdeckte man am 6. Mai 1925, dass sich nach dem Auflegen von Rosenblättern, die am Grab der sel. Thérèse von Lisieux berührt und dort gesegnet worden waren, eine neue, noch feine Haut gebildet hatte.³⁷

Als am 17. Mai 1925 die Heiligsprechung der seligen Karmelitin erfolgte, wurde Therese Neumann durch Thérèse von Lisieux in einem ekstatischen Erlebnis von ihrer Lähmung und den Aufliegewunden geheilt, so dass ihr nur noch Abszesse, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden und die Unfähigkeit zu fester Nahrungsaufnahme wegen der Halsbeschwerden blieben.³⁸ Die visionären Worte, die sie in der Ekstase durch Thérèse von Lisieux erhalten hatte, sind für die Leidens- und Kreuzesmystik Therese Neumanns von entscheidender Bedeutung. Nach ihrer Ekstase berichtet sie Pfarrer Naber mit staunenswerter Sicherheit, sie habe aus einem wunderbaren Licht heraus eine freundliche Stimme gehört, die sie gefragt hätte: „Resl, willst du nicht gesund werden?“, worauf Therese Neumann geantwortet habe: „Mir ist alles recht, gesundwerden, krankbleiben, sterben, wie es der liebe Gott haben will.“³⁹ Auf die Worte der Stimme:

„Resl, macht es dir keine Freude, wenn du in deinen Leiden Erleichterung bekämost, wenn du wenigstens aufsitzen und gehen könntest?“, habe Therese Neumann erwidert: „Mich freut alles, was vom lieben Gott kommt.“⁴⁰ Unter dem Eindruck, hilfreich an der Hand genommen zu werden, um sich aufzusitzen, hätte dann die Stimme gesagt: „Resl, eine kleine Freude will ich dir machen, du sollst aufsitzen und gehen können. Aber du wirst noch viel zu leiden haben, doch fürchte dich nicht, ich habe dir bisher geholfen und werde dir auch in Zukunft helfen.“⁴¹ Die Stimme habe noch über den Wert von Ergebenheit, Demut und Leiden gesprochen und auch lobenswerte Worte für Therese Neumann gefunden, die sie aber nur dem Pfarrer habe anvertrauen wollen, um die Ehre Christi und der hl. Thérèse von Lisieux nicht zu schmälern. Unter anderem habe die Stimme gesagt: „Leiden darfst du schon noch mehr, viel noch und lange und kein Arzt kann dir helfen. Durch Leiden, nur durch Leiden kannst du deine Gesinnung und deinen Opferberuf am besten auswirken.“⁴² Zuletzt hätte die Stimme den Satz gesprochen: „Gerade durch Leiden werden Seelen gerettet. Ich habe früher schon geschrieben, durch Leiden werden mehr Seelen gerettet, als durch die glänzendsten Predigten“, ein Wort, das Pfarrer Naber hinterher als Zitat in den Briefen der hl. Thérèse von Lisieux finden konnte.⁴³ Nach dem Visionsbericht erscheint zunächst die bereits aus früheren Zeugnissen bekannte geistliche Indifferenz Therese Neumanns, die auch in der Krankheit nichts anderes als den Willen Gottes sucht und sich im Geist kindlichen Vertrauens der göttlichen Vorsehung überlässt. Als ihr aber Thérèse von Lisieux die Heilung von der Lähmung als Willen Gottes zeigte, diese Heilung auch sogleich vollzog und damit für einen Augenblick die Frage nach dem neuen Lebenssinn Therese Neumanns als gesunde

Person im Raum stand, eröffnete ihr Thérèse von Lisieux, dass ihre auf dem Krankenbett gefundene Berufung zum stellvertretenden Sühneleiden auch künftig fort dauern wird. Während ihr aber das Leiden seit 1918 gewissermaßen „unfreiwillig“ vorgegeben war und ihre Aufgabe darin bestand, ihr „eigenes Leiden“ mit Sinn zu füllen und durch Aufopfern für andere fruchtbar zu machen, so erwartete nun die gesunde Therese Neumann eine „freiwillige“ Zustimmung zur Übernahme „fremder Leiden“, die es gilt, in der Liebe Christi je neu für andere Sünder und Leidende anzunehmen, so wie sie es zusätzlich zum Aufopfern ihrer eigenen Leiden schon seit der Jahreswende 1922/23 eingeübt hatte. Deshalb hörte sie von Thérèse von Lisieux, sie dürfe auch künftig noch viel leiden, denn durch Leiden könne sie ihren Opferberuf am besten ausüben. An dieser Stelle gab sich Thérèse von Lisieux zu erkennen, indem sie auf einen Briefabschnitt verwies, den sie am 9. Mai 1897 an den Missionar Adolphe Roulland (1870–1934) geschrieben hatte. Demnach will Jesus „seine Herrschaft in den Seelen viel lieber durch Verfolgung und durch Leiden festigen als durch glänzende Predigten“⁴⁴. Thérèse von Lisieux war von der geistlichen Fruchtbarkeit des in Liebe zu Gott und zum Nächsten angenommenen Leidens tief ergriffen und diesen Weg des stellvertretenden Opfern und Sühnens selbst gegangen. Nun hatte sie auch Therese Neumann in dieser Berufung gestärkt, denn das Gesundwerden bedeutete für Therese Neumann eine neue großmütige Aufforderung, ihren Sühneberuf und damit ihre Leidensspiritualität und Kreuzesmystik noch mehr zu vertiefen.

Nachdem sie wieder ohne fremde Hilfe gehen konnte,⁴⁵ suchte Therese Neumann am 13. November 1925 bei einer schweren Blinddarmentzündung abermals Zuflucht zu

ihrer Lieblingsheiligen und erfuhr eine weitere plötzliche Heilung,⁴⁶ die wiederum mit einer visionären Erfahrung verbunden war. Aus dem Licht habe erneut dieselbe Stimme der hl. Thérèse von Lisieux gesprochen: „Deine völlige Hingabe und Leidensfreudigkeit freut uns. Und damit die Welt erkenne, dass es ein höheres Eingreifen gibt, sollst du jetzt nicht geschnitten zu werden brauchen. Steh’ auf und geh’ gleich in die Kirche und danke Gott! Du wirst aber noch viel zu leiden haben und dadurch mitwirken dürfen am Heile der Seelen. Dem eigenen Ich musst du immer mehr absterben. Und bleib immer so kindlich-einfältig!“⁴⁷ In dieser Aussage findet sich die Berufung Therese Neumanns zur Mitarbeit am Erlösungswerk durch stellvertretendes Leiden ein zweites Mal bestätigt, so dass Therese Neumann in der ungewissen Übergangszeit nach ihrer Heilung von der Lähmung erneut eine wegweisende Hilfe erhalten konnte. Zudem wurde ihre Neigung zum Geist der Kindheit als jenes Element der Spiritualität von Lisieux ausgewiesen, das sich in besonderer Weise mit der Frömmigkeit Therese Neumanns assimiliert hatte. Als geistliches Rüstzeug empfahl die visionäre Stimme die Doppelhaltung des Absterbens des eigenen Ichs und des kindlichen Vertrauens, eine Verbindung, die Thérèse von Lisieux am 9. Mai 1897 auch gegenüber Adolphe Roulland betont hatte: „[...] ich sehe, dass es reicht, sein Nichts anzuerkennen und sich wie ein Kind den Armen des lieben Gottes zu überlassen.“⁴⁸ Beim Absterben des eigenen Ichs geht es gemäß Joh 3,30 um das Schwinden der eigenen Ansprüche und das gleichzeitige Wachsen in der Liebe zu Christus und seinen sühnebedürftigen Brüdern und Schwestern. So wollte auch Thérèse von Lisieux in der Wüste des Karmel „sich selbst vergessen“,⁴⁹ um ganz und ungeteilt der Liebe zu Gott und zum Nächsten zu leben, wie sie am

21. Juni 1897 gegenüber dem Missionar Maurice Barthélemy-Bellière (1874–1907) prägnant zum Ausdruck gebracht hatte: „Ich versuche, mich in nichts mehr um mich selbst zu kümmern, und das, was Jesus in meiner Seele wirkt, das überlasse ich ihm, denn ich habe nicht ein strenges Leben gewählt, um meine Vergehen zu sühnen, sondern die anderer Menschen.“⁵⁰

So war nach der Vorbereitung ihrer Kreuzesmystik durch die Entdeckung der Sühnespiritualität, durch die existentielle Formung in der Leidenschule und durch die visionäre Zurüstung auf ihre weitere Berufung durch Thérèse von Lisieux nach den Heilungen Ende 1925 der erste Lebensabschnitt Therese Neumanns zu Ende gegangen.

Die mystisch-charismatische Ausprägung der Kreuzesmystik Therese Neumanns ab 1926

Ihr zweiter Lebensabschnitt, der sie als Mystikerin in eine breite Weltöffentlichkeit hineinstellte, begann im März 1926 in den Tagen der Fastenzeit, als Therese Neumann an Herz, Händen und Füßen stigmatisiert wurde. Am Karfreitag, dem 2. April 1926, schaute sie visionär das gesamte Passionsgeschehen Jesu, während aus ihren Stigmen, Augen und aus weiteren Wunden, die auf das Leiden Jesu verweisen, Blut austrat. Als erstes Stigma war eine Wunde in der Herzgegend erschienen, als sie visionär Jesus am Ölberg beten sah. Neben den Hand- und Fußstigmen kamen später noch kranzförmig angeordnete Wunden am Kopf hinzu, die auf die Dornenkrönung verweisen, und weitere kleinere Wunden, die als Spuren der Geißelung zu interpretieren sind. Die Hand- und Fußstigmen, die an den Innenseiten kleiner waren, hatten zunächst eine rundliche Form und wurden später quadratisch. Zusammen mit dem Austreten

von Blut aus den Augen bluteten das Herzstigma und die Wundmale an Händen und Füßen in der Regel jeden Freitag, während an den Karfreitagen zusätzlich auch die Wunden der Dornenkrönung, der Geißelung und der von der Kreuztragung herrührenden Schulterwunde bluteten. Das Austreten des Blutes an den Freitagen und Karfreitagen war stets von einem ekstatisch-visionären Erleben des Leidens Christi begleitet, mit dem sie in Form eines intensiven seelischen Mitleidens völlig distanzlos konfrontiert war.⁵¹

Da ihre Stigmatisierung nach einer Zeit relativer Gesundheit erfolgt war, erscheint sie weniger als eine sich zwangsläufig mit psychosomatischer Stringenz bis zum Gipfelpunkt steigernde Leiderfahrung,⁵² sondern muss auch als Ausdruck ihrer Berufung zum stellvertretenden Sühnedienst gesehen werden. Denn ihre blutenden und von Passionsvisionen begleiteten Wundmale wurden zu lebendig sprechenden Verweisen auf den Kreuzestod Christi, in dessen Dienst Therese Neumann getreten war, um in der Liebe des Erlösers an seinem Heilswerk mitzuwirken. Es würde zu kurz greifen, die Stigmatisierung in einer rein immanenten Sichtweise nur als eine gleichsam private psychogene Folge ihrer langen Leidensgeschichte zu interpretieren, die zudem schon neun Monate hinter ihr gelegen war. Vielmehr konnte Therese Neumann nur unter der Voraussetzung einer hinreichenden Gesundheit zu einem in der ganzen Kirche sichtbaren, lebendig erschütternden Zeichen für das göttliche Übermaß der bis ans Kreuz gehenden Erlöserliebe Christi werden. So fand Therese Neumanns Berufung, den gekreuzigten Erlöser zu lieben und an seinem Heilswerk mitzuwirken, in der Stigmatisierung und in dem von nun an regelmäßig bis zu ihrem Tod am 18. September 1962 auftretenden Freitagsleiden ihren äußerlich sichtbaren Ausdruck.

Auch ihre fast gleichzeitig seit Weihnachten 1926 auftretende ausschließliche Ernährung durch den täglichen Empfang der Kommunion ist als lebendiger Hinweis auf Christus zu verstehen, der durch seine eucharistische Gegenwart das wahre Leben zu geben vermag.⁵³ Die außergewöhnlichen mystischen Phänomene im Leben Therese Neumanns erscheinen damit auch als Charismen, die nach 1 Kor 12,7 zum Nutzen anderer gegeben wurden, um in den Menschen die Liebe zu Christus wachzurufen und so die Kirche aufzubauen. Freilich sollte Therese Neumann durch die Erfahrungen der visionären Schau der Passion Jesu und des ausschließlich vom eucharistischen Christus Ernährtwerdens auch selbst in ihrer Heilandsliebe immer wieder neu gestärkt werden, um sich dieser Liebe inne zu werden, derer die Menschen so sehr bedürfen. Damit enthält die sich in Vision und Leidensekstase ausformende Kreuzesmystik Therese Neumanns sowohl eine nach innen gehende Dimension, die ihre eigene Christusspiritualität stärken und sie in ihrem Sühneberuf motivieren sollte, als auch eine charismatische Außenseite, durch die Therese Neumann mit ihren regelmäßig auf bestürzende Weise zu sprechen beginnenden Stigmen zum Zeichen wurde, um die Welt mit der gekreuzigten Liebe des Erlösers zu konfrontieren.

Als auf die gekreuzigte Erlöserliebe Christi verweisende Stigmatisierte setzte Therese Neumann ihre Berufung als Sühneseele in ihrer zweiten Lebenshälfte ab 1926 fort.⁵⁴ War Therese Neumann klar geworden, dass sie für eine Person stellvertretend ein Leiden übernehmen konnte, dann lag die Zustimmung dazu in ihrer freien Entscheidung, wie Kaplan Helmut Fahsel (1891–1983) als Augenzeuge berichtete: „Entweder erhält Therese eine innere Eingebung, für wen sie leiden soll, oder sie hört von einem Kranken und erhält dann

zugleich den inneren Antrieb, das Leiden auf sich zu nehmen. Zuweilen bittet sie auch von sich aus darum.⁵⁵ Dabei suchte Therese Neumann keineswegs das Leiden an sich, willigte aber aus Liebe zum Willen Christi und damit im Blick auf die zu erwartenden Früchte dieses Leidens ein, wie sie selbst gegenüber Johannes Steiner (1902–1995) darlegte: „Das Leiden kann niemand gern haben. Auch ich hab es nicht gern. Kein Mensch hat den Schmerz gern, und ich bin auch ein Mensch. Ich hab den Willen des Heilandes gern. Und wenn er ein Leiden schickt, so nehme ich es an, weil er es will.“⁵⁶ Ihre Doppelberufung als sühnende Visionärin und als lebendiges Zeichen für die Erlöserliebe Christi erhielt durch ihre 1925 wiedererlangte Gesundheit auch eine lebenspraktische und tugendhaft verdienstliche Dimension, da sie körperlich und geistig frei war, um sich selbst aktiv für das Reich Gottes einzusetzen, wie sie es als Jugendliche mit ihrem Wunsch, in die Mission zu gehen, so sehr ersehnt hatte. Die nach innen gehende und zeichenhaft sichtbare Kreuzesmystik zeigte ihre Früchte (vgl. Mt 7,16) in einem tugendhaften Lebenswandel und in einer staunenswerten Schaffenskraft, mit der sie sich bis zu ihrem Tod 1962 für die Belange der Kirche und für das Seelenheil der Menschen einsetzte. So widmete sich Therese Neumann der Pflege von Kranken und versorgte in Absprache mit den Ärzten vor allem schwere und langwierig zu behandelnde Hautwunden. Sie wirkte in der seelsorglichen Betreuung Sterbender, im Briefapostolat und in der Begleitung ungezählter Ratsuchender und Konvertiten wie beispielsweise bei dem jüdischstämmigen Kaplan Bruno Rothschild (1900–1932)⁵⁷ oder bei der protestantischen Familie des aus Rostock stammenden Hermann Becker (1889–1970).⁵⁸ Therese Neumann half Verfolgten des Nationalsozialismus wie

beispielsweise dem jüdischen Konvertiten und Wiener Pfarrer Karl Schwarz (1878–1959)⁵⁹ und wirkte als Inspiratorin eines Kreises gewaltloser Widerstandskämpfer gegen Adolf Hitler (1889–1945). Zu diesem Kreis gehörten unter anderem der Kapuziner Ingbert Naab (1885–1935),⁶⁰ der Journalist Fritz Michael Gerlich (1883–1938),⁶¹ der Philosoph Johannes Maria Verweyen (1883–1945),⁶² der Schriftsteller Friedrich Ritter von Lama (1876–1944)⁶³ und der Altöttinger Stiftdekan Adalbert Vogl (1876–1945).⁶⁴ Therese Neumann wurde auch Helferin auf dem Weg zur Heiligkeit, so für den Franziskaner Petrus Pavlicek (1902–1982),⁶⁵ den Begründer des Rosenkranz-Sühnekreuzzuges, und für Bischof Aurelio Bacciarini (1873–1935),⁶⁶ der von Thérèse von Lisieux geprägt war und 1917 Apostolischer Administrator des Tessins wurde. In ihrer Heimatpfarre Konnersreuth versah Therese Neumann Dienste, die man mit den heutigen Aufgaben einer Gemeindefereferentin vergleichen könnte, schmückte die Pfarrkirche mit selbst gezogenen Blumen und förderte kirchliche Projekte wie 1951 die Einrichtung der Spätberufenschule St. Josef im ehemaligen Schlossgut Fockenfeld⁶⁷ und 1962 die Gründung des Anbetungsklosters Theresianum.⁶⁸

Wie diese beeindruckende „Vita activa“ zeigt, deren heroische Tugendhaftigkeit in dem seit dem 13. Februar 2005 eröffneten Seligsprechungsprozess gerade untersucht wird, war die Kreuzesmystik Therese Neumanns ganz in ihr Leben integriert und kann als Quelle für ihr fruchtbares und vielfältiges Laienapostolat gesehen werden. Im Zentrum ihrer Kreuzesmystik stand die Liebe zum „Heiland“, wie sie Christus bevorzugt bezeichnete. Wie Thérèse von Lisieux ging es ihr darum, Christus zu lieben und Menschen für ihn zu gewinnen. Mit der Formel „Den Heiland lieben und

ihm Seelen zuführen“ hatte auch Pfarrer Naber einmal auf Anfrage hin die besondere Spiritualität und Sendung Therese Neumanns treffend auf den Punkt gebracht. So ging es in der Kreuzesmystik Therese Neumanns um die mystisch-visionäre, aber auch sakramentale und bewusst gläubig-vertrauende gebetsmäßige Aneignung der Liebe Christi, um sie im Sinne des stellvertretenden und sühnenden Leidens und Betens weiterschenken zu können. In ihrer Spiritualität kreiste alles um den „Heiland“, den sie sakramental empfing, um nicht nur seelisch, sondern auch körperlich genährt zu werden, den sie visionär in seinem Leiden erlebte, um für ihren stellvertretenden Sühnedienst stets die Wirklichkeit der Sünde und die heilende Macht der Erlöserliebe vor Augen zu haben, und für den sie durch die sichtbar blutenden Wundmale zu einem charismatisch-lebendigen Zeichen wurde.

Abschluss

Die bis 1925 durch die Spiritualität von Lisieux herangereifte und ab 1926 durch die Stigmatisierung und die Passionsekstasen auch äußerlich manifest gewordene Kreuzesmystik von Konnersreuth ist ohne die Liebe Christi und die Liebe zu Christus nicht zu verstehen. Angesichts der schwierigen pastoralen Situation, in der sich die Kirche derzeit befindet, zeigt uns die Kreuzesmystik Therese Neumanns, dass sich Christen auch heute mit der uns zur Verfügung stehenden und bereits absolut genugtuenden Liebe des Erlösers vereinigen können, um sie sich geistlich-sakramental anzueignen und sie gleichsam als geistigen Besitz an andere Menschen weiter zu schenken und überall dorthin weiterfließen zu lassen, wo Menschen in der Gottesfinsternis unserer Tage gefangen sind.⁶⁹ So steht die Liebe Christi auch

heute bereit und wartet auf Menschen, die sie, wie Therese Neumann, aufnehmen, um Jesus zu lieben und ihm Seelen zuzuführen.

Anmerkungen

- ¹ Nachdem im Taufbuch bei Therese Neumann zunächst als Geburtsdatum „9. April früh 12¼ h“ eingetragen worden war, korrigierte später Pfarrer Joseph Naber diese Angabe mit dem Vermerk: „Nach der Mutter Angabe noch vor Mitternacht, also am Charfreitag, geboren. Naber, Pfr.“ (Geburts-Register 1871–1922/23, Konnersreuth V, 132, Nr. 7 (Pfarrarchiv Konnersreuth)).
- ² Vgl. Witt, Leopold: Konnersreuth im Lichte der Religion und Wissenschaft, 1. Teil, Waldsassen 1930³, 16–17; vgl. Teodorowicz, Josef: Konnersreuth im Lichte der Mystik und Psychologie, Salzburg-Leipzig 1936, 60–62; vgl. Siegert, Toni: Neue Erkenntnisse über Ferdinand Neumann, in: Abteilung für Selig- und Heiligsprechungsprozesse des Bistums Regensburg (Hg.): Therese Neumann von Konnersreuth/Bayern, Brief 11 (Dezember 1999), Regensburg 1999, 3–29, hier: 5.
- ³ Vgl. Gerlich, Fritz: Die stigmatisierte Therese Neumann von Konnersreuth, Band I, München 1929, 11.
- ⁴ Vgl. Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner, Johannes: Visionen der Therese Neumann, Band 1 und 2, Regensburg 2007, 584–590, hier: 587.
- ⁵ Vgl. Teodorowicz: Konnersreuth (wie Anm. 2), 16; vgl. Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 4), 587.
- ⁶ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 77.
- ⁷ Vgl. ebd., 70–71.
- ⁸ Vgl. ebd., 18.
- ⁹ Vgl. Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 4), 588.
- ¹⁰ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 71.

- ¹¹ Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 4), 588.
- ¹² Zu Leben, Lehre und Werken der hl. Thérèse von Lisieux mit weiterführenden Literaturangaben siehe: Jakel, Michael: Thérèse de Lisieux, in: LThK³ 9 (2000), 1490–1492. Zu ihrer Spiritualität siehe: Beck, Magnus: Liebe – die bis ans Ende geht, St. Ottilien 1976; Wollbold, Andreas: Thérèse von Lisieux. Auf dem kleinen Weg, Kevelaer 2012.
- ¹³ Zur Geschichte des Seligsprechungsprozesses für Thérèse von Lisieux siehe: Prozesse der Seligsprechung und Heiligsprechung der heiligen Theresia vom Kinde Jesus und vom heiligen Antlitz, Band 1: Bischöflicher Informativprozess (Karmelitische Bibliothek. Reihe 1: Texte 2), Karlsruhe 1993, XI–XXVIII.
- ¹⁴ Vgl. Brief von Thérèse von Lisieux an den Missionar Adolphe Roulland vom 9. Mai 1897 (Thérèse von Lisieux: Mein lieber kleiner Bruder. Briefwechsel mit zwei Missionaren, hg. v. Theresienwerk, Würzburg 2006, 71).
- ¹⁵ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 78–79.
- ¹⁶ Vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 78; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 65; vgl. Siegert: Ferdinand Neumann (wie Anm. 2), 7–8.
- ¹⁷ Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 16. Januar 1953, in: Steiner, Johannes: Visionen der Therese Neumann, Band 1 und 2, Regensburg 2007, 594–597, hier: 596.
- ¹⁸ Vgl. ebd.
- ¹⁹ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 78.
- ²⁰ Vgl. Lama, Friedrich Ritter von: Therese Neumann von Konnersreuth, eine Stigmatisierte unserer Zeit, Bonn 1928², 8.
- ²¹ Vgl. Schwester Theresia vom Kinde Jesu gestorben im Rufe der Heiligkeit im Karmel zu Lisieux im Alter von 24 Jahren 1873–1897. Geschichte einer Seele von ihr selbst geschrieben. Rosenregen. Einzige vom Karmel in Lisieux genehmigte Übersetzung, Waldernbach/Nassau [o. D.]. Das Buch befindet sich in Privatbesitz. Zur Lektüre der „Geschichte einer Seele“ durch Therese Neumann siehe: Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 78. Das handschriftliche Gebet Therese Neumanns lautet: „Ehrw. Dienerin Gottes, hilf uns, daß wir den lb. Heiland immer mehr lieben, kindlich auf ihn vertrauen und uns ihm ganz überlassen. Um dies bitte ich nicht allein für mich,

sondern für all meine Lieben u. für alle Menschen! Dir möchte ich mit der Gnade Gottes nachfolgen! Theres Neumann Alles zur Freude des lieben Heilandes! Dezember 1917.“

- ²² Zum Unfall bei den Löscharbeiten und zur Krankheitsgeschichte Therese Neumanns siehe die umfassenden Berichte bei: Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 17–73, 103–105; Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 36–52; Teodorowicz: Konnersreuth (wie Anm. 2), 117–120, 136–138; vgl. Niedermeier, Augustin: Joseph Naber. Der Pfarrer der Konnersreuther Resl, Regensburg 2001, 90–94.
- ²³ Vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 39.
- ²⁴ Vgl. Steiner, Johannes: Theres Neumann von Konnersreuth. Ein Lebensbild nach authentischen Berichten, Tagebüchern und Dokumenten, München/Zürich ⁷1974, 123.
- ²⁵ Vgl. Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 4), 588.
- ²⁶ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 79.
- ²⁷ Zur Indifferenz Therese Neumanns gegenüber ihrer Krankheit vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 112–113. Nach Pfarrer Joseph Naber hätte Therese Neumann etwa seit Mitte 1922 nicht mehr um die eigene Genesung gebetet (vgl. Rosenhain 9. Jg., September 1925, 12. Heft, 329).
- ²⁸ Vgl. Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 4), 589.
- ²⁹ Zu den Sühneleiden Therese Neumanns siehe: Teodorowicz: Konnersreuth (wie Anm. 2), 367–371. Vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 71–73; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 54–55; vgl. Teodorowicz: Konnersreuth (wie Anm. 2), 266–267; vgl. Fahsel, Helmut: Konnersreuth. Tatsachen und Gedanken. Ein Beitrag zur mystischen Theologie und Religionsphilosophie, Berlin 1932, 94–95.
- ³⁰ Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 78.
- ³¹ Vgl. ebd., 75.
- ³² Vgl. ebd., 76–80; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 62–66; vgl. Chronik des Marktes Konnersreuth zum Jahr 1923 von Lehrerin Maria Schönberger, 417; siehe auch die Berichte von Pfarrer Joseph Naber in: Rosenhain 9. Jg., August 1925, 11. Heft, 295; Rosenhain 9. Jg., September 1925, 12. Heft, 329.
- ³³ Vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 66.
- ³⁴ Vgl. Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 111; vgl. Therese Neumanns Brief an die Lehrerin Simson vom 27. Mai 1923 (vgl.

- Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 114–115); vgl. Therese Neumanns Brief an Sr. Cassilda Schiedeck OSB vom 27. Mai 1923 (vgl. Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 117–118).
- ³⁵ Vgl. Handbüchlein der Opfer-Seelen des Herzens Jesu, Hall/Tirol 1923¹⁰. Wie sehr der Gedanke des stellvertretenden Opfern und Sühnens Therese Neumann in diesen Herbsttagen des Jahres 1923 beschäftigte, zeigt auch der Brief, den sie am 21. November 1923 an Sr. Cassilda Schiedeck OSB geschrieben hatte (vgl. Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 118–120).
- ³⁶ Vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 72, 80–83; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 55–56, 132.
- ³⁷ Vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 83; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 82–83.
- ³⁸ Vgl. Rosenhain 9. Jg., September 1925, 12. Heft, 330. Durch die anwesenden Augenzeugen und Therese Neumanns Bericht, den Pfarrer Naber gewissenhaft stenographiert hatte, lassen sich die Ereignisse dieses Tages gut rekonstruieren (vgl. Gerlich: Therese Neumann (wie Anm. 3), 87–94; vgl. Witt: Konnersreuth (wie Anm. 2), 86–101; siehe auch die Berichte von Pfarrer Joseph Naber in: Rosenhain 9. Jg., August 1925, 11. Heft, 295; Rosenhain 9. Jg., September 1925, 12. Heft, 329–330).
- ³⁹ Ebd., 330.
- ⁴⁰ Ebd., 330.
- ⁴¹ Ebd., 330.
- ⁴² Ebd., 330.
- ⁴³ Ebd., 330.
- ⁴⁴ Thérèse von Lisieux: Briefwechsel (wie Anm. 14), 69. Schon zuvor hatte Thérèse von Lisieux am 19. März 1897 an Adolphe Roulland im Blick auf dessen Prüfungen in seinem missionarischen Dienst von der großen Fruchtbarkeit des angenommenen Leidens für die ganze Kirche geschrieben und sich dabei auf den hl. Johannes vom Kreuz (1542–1591) und die „Nachfolge Christi“ bezogen: „Ihre Leiden haben schon jetzt viele Seelen gerettet. Der heilige Johannes vom Kreuz hat gesagt: ‚die aller kleinste Regung der reinen Liebe ist für die Kirche nützlicher als alle Werke zusammen‘ [Johannes vom Kreuz: Geistlicher Gesang, Erklärung der 29. Strophe (vgl. Thérèse von Lisieux: Briefwechsel (wie Anm. 14), 60, Anm. 27)]. Wenn das so ist, wie gewinnbringend müssen dann Ihre Schmerzen und Ihre Prüfungen für die Kirche sein, denn es geschieht allein aus Liebe zu Jesus, daß

Sie sie mit Freude ertragen. Wirklich, mein Bruder, ich kann Sie nicht bedauern, denn bei Ihnen bewahrheiten sich die Worte aus der ‚Nachfolge Christi‘: ‚Wenn Sie das Leiden angenehm finden und es lieben aus Liebe zu Jesus Christus, dann haben Sie das Paradies auf Erden gefunden‘ [Thomas von Kempen: *Nachfolge Christi* 2,12,11 (vgl. Thérèse von Lisieux: *Briefwechsel* (wie Anm. 14), 61, Anm. 14)]. Dieses Paradies ist das des Missionars und das der Karmelitin“ (Thérèse von Lisieux: *Briefwechsel* (wie Anm. 14), 60–61). Zum Leiden bei Thérèse von Lisieux siehe: Wollbold: *Thérèse von Lisieux* (wie Anm. 12), 140–147.

⁴⁵ Vgl. Gerlich: *Therese Neumann* (wie Anm. 3), 93–94; vgl. Witt: *Konnersreuth* (wie Anm. 2), 120–130.

⁴⁶ Vgl. *Rosenhain*, 10. Jg., Juni 1926, 9. Heft, 277–278; vgl. Gerlich: *Therese Neumann* (wie Anm. 3), 93; vgl. Witt: *Konnersreuth* (wie Anm. 2), 133–136, 153. Zur Blinddarmheilung siehe einen undatierten Brief Therese Neumanns um die Jahreswende 1925/26 an den Regensburger Karmeliten P. Seraphim (vgl. Steiner: *Theres Neumann* (wie Anm. 24), 130–132).

⁴⁷ *Rosenhain*, 10. Jg., Juni 1926, 9. Heft, 278.

⁴⁸ Thérèse von Lisieux: *Briefwechsel* (wie Anm. 14), 71.

⁴⁹ Thérèse von Lisieux: *Manuskript A an die Priorin Agnès de Jésus* (Thérèse vom Kinde Jesus: *Selbstbiographische Schriften. Authentischer Text*, Einsiedeln 1958, 23).

⁵⁰ Thérèse von Lisieux: *Briefwechsel* (wie Anm. 14), 127.

⁵¹ Zum Auftreten der Leidensvisionen und der Stigmen bei Therese Neumann in der Fastenzeit 1926 siehe: Witt: *Konnersreuth* (wie Anm. 2), 171–189, 208–210, 216–224; Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 13. Januar 1953, in: Steiner: *Visionen* (wie Anm. 4), 589–590; Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 15. Januar 1953, in: Steiner, Johannes: *Visionen der Therese Neumann*, Band 1 und 2, Regensburg 2007, 590–594, hier: 590–592; Artikel von Pfarrer Joseph Naber, Konnersreuth, in der *Waldsassener Grenzzeitung* vom 16. April 1926.

⁵² Es bleibt sicher unbestritten, dass manche Fälle von Stigmatisierung psychosomatisch als unbewusste Selbstverletzung im Rahmen des Mitleidens mit Christus zu beurteilen sind, wie Overbeck und Niemann darlegen (vgl. Overbeck, Gerd / Niemann, Ulrich: *Stigmata. Geschichte und Psychosomatik eines religiösen Phänomens*, Darmstadt 2012, 18, 68–71); dass dies aber nicht generell behauptet

werden kann, zeigt Therese Neumann, die gerade nicht auf dem Gipfelpunkt ihres Leidens, sondern als wieder gesund gewordene Person stigmatisiert wurde.

⁵³ Krankheitsbedingt konnte Therese Neumann schon seit ihrem Unfall von März 1918 nicht mehr alle Speisen zu sich nehmen, vor allem keine festen; seit Ende Dezember 1922 blieb es bei flüssiger Nahrungsaufnahme. Im Gegensatz zu dieser durch Krankheit bedingten verminderten Nahrungsaufnahme unterscheidet sich die seit Weihnachten 1926 auftretende mystische Nahrungslosigkeit dadurch, dass sie für Therese Neumann kein körperliches Leiden durch Fasten bedeutete, sondern dadurch geprägt war, dass sie kein Bedürfnis nach Trank und Speise mehr spürte, dafür aber täglich der Kommunion als lebenserhaltender Speise bedurfte. Seit Weihnachten 1926 nahm Therese Neumann zum Kommunionempfang noch ein Löffelchen Wasser zu sich, was dann seit September 1927 wegfiel. Die Nahrungslosigkeit Therese Neumanns wurde im Juli 1927 von einer kirchlichen Kommission über einen Zeitraum von zwei Wochen untersucht. Dabei konnte nicht die geringste Nahrungsaufnahme festgestellt werden, wie die Bayerische Bischofskonferenz am 13. Oktober 1927 erklärte (vgl. Oberhirtliches Verordnungsblatt für die Diözese Regensburg. Nr. 12 vom 21. Oktober 1927). Siehe dazu: Eichstätter Einvernahme Therese Neumanns vom 15. Januar 1953, in: Steiner: Visionen (wie Anm. 51), 592–593. Dass sich Therese Neumann unbewusst im Trancezustand eines nächtlichen Somnambulismus ernährt hätte, ist eine rein spekulative Behauptung, für die es keine Grundlage in den historischen Quellen gibt (vgl. Overbeck/Niemann: Stigmata (wie Anm. 52), 44).

⁵⁴ Vgl. Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 190–193; vgl. Seeger, Joachim: Resl von Konnersreuth (1898–1962). Eine wissenschaftliche Untersuchung zum Werdegang, zur Wirkung und Verehrung einer Volksheiligen (Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 993), Frankfurt a. M. u. a. 2004, 103–105.

⁵⁵ Vgl. Fahsel: Konnersreuth (wie Anm. 29), 93–94.

⁵⁶ Steiner: Theres Neumann (wie Anm. 24), 192.

⁵⁷ Vgl. Becker, Erika: Geliebt – gesucht – gefunden. Therese Neumann begleitet Wahrheitssucher, Würzburg 1996, 15–137.

⁵⁸ Vgl. ebd., 209–264.

- ⁵⁹ Vgl. Krawarik, Johannes: Pfarrer Karl Schwarz (1878–1959). Vollseelsorger von Altottakring, Opfer des nationalsozialistischen Rassismus (Wiener Katholische Akademie, Miscellanea 3), Wien 1976; vgl. Kluger, Wolfgang / Loidl, Franz: Zwei Volksseelsorger im Arbeiterbezirk Ottakring. Pfarrer Karl Schwarz. Religionslehrer Ernst Patzak (Wiener Katholische Akademie, Miscellanea 112), Wien 1983.
- ⁶⁰ Vgl. Neumayr, Maximilian: Pater Ingbert Naab. Seher, Kämpfer, Beter, München 1947; vgl. Witeschek, Helmut: Pater Ingbert Naab, Ein Prophet wider den Zeitgeist 1885–1935, München-Zürich 1985.
- ⁶¹ Vgl. Aretin, Erwein Freiherr von: Fritz Michael Gerlich. Prophet und Märtyrer. Sein Kraftquell, München ²1983; vgl. Morsey, Rudolf: Fritz Gerlich – ein Publizist gegen Hitler. Briefe und Akten 1930–1934, Paderborn u. a. 2010; vgl. Niedermeier, Augustin: Ein Kämpfer für Wahrheit und Recht. Fritz Gerlich, ein Mann des katholischen Widerstands, St. Ottilien 1995; vgl. Schwaiger, Georg: Dr. Fritz Michael Gerlich, in: Moll, Helmut (Hg.): Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Paderborn ⁵2010, 394–397.
- ⁶² Vgl. Kamps, Karl: Johannes Maria Verweyen. Gottsucher, Mahner und Bekenner, Wiesbaden ²1962; vgl. Klein, Jessica: Wanderer zwischen den Weltanschauungen: Johannes Maria Verweyen (1883–1945). Ein Philosoph in der „Ära der Apostel“, Münster 2009.
- ⁶³ Vgl. Schwaiger, Georg / Moll, Helmut: Friedrich Ritter von Lama, in: Moll, Helmut (Hg.): Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Paderborn 2010⁵, 411–414; vgl. Kosch, Wilhelm: Das katholische Deutschland. Biographisch-bibliographisches Lexikon, Augsburg o. J., 2446–2447.
- ⁶⁴ Vgl. Bauer, Robert: Die Opfer von Altötting (1945), in: Schwaiger, Georg (Hg.): Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern, Band I, Regensburg 1970, 393–406, hier: 403–404.
- ⁶⁵ Vgl. Firtel, Hilde: Vorbeter für Millionen. P. Petrus Pavlicek OFM, Mödling 1990³; vgl. Gamillscheg, Felix u. a.: Wie es zur Freiheit Österreichs kam. Rosenkranz-Sühnekreuzzug um den Frieden der Welt, Wien 1995.
- ⁶⁶ Vgl. Carrera, Mario: Der Rosenregenbischof. Aurelio Bacciarini – Der unvergessliche Bischof von Lugano. Der Bischof des „Kleinen Weges“ der heiligen Theresia von Lisieux. Eine Frucht des thesianischen Rosenregens, Seewen 1998.

- ⁶⁷ Vgl. Vogl, Anton: Jubiläumsschrift zum 300-jährigen Bestehen der Pfarrei Konnersreuth St. Laurentius 1698–1998. Pfarrchronik, Waldsassen 1998, 184–189; vgl. Spätberufenschule St. Josef (Hg.): 60 Jahre Spätberufenschule St. Josef 1946–1006. Eichstätt – Hirschberg – Fockenfeld, Eichstätt 2006.
- ⁶⁸ Vgl. Vogl: Jubiläumsschrift (wie Anm. 67), 189–194.
- ⁶⁹ Zur Aktualität einer Theologie und Spiritualität der Sühne und Stellvertretung siehe: Hoffmann, Norbert: Sühne. Zur Theologie der Stellvertretung (Sammlung Horizonte, Neue Folge 20), Einsiedeln 1981; Menke, Karl-Heinz: Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie (Sammlung Horizonte, Neue Folge 29), Einsiedeln 1997; Wallner, Karl Josef, Sühne – heute aktuell?, Wien 1999.

Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt ... Christi Antlitz im Antlitz des Nächsten

Christian Schulz

„Ich überlasse es jedem Einzelnen, sich den Albtraum einer heidnischen Welt vorzustellen oder eine Welt, in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde: Den Menschen in die Hände des Menschen fallen zu lassen. ... Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum, gab es für sie: Liebe – für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen ...“¹

Dieses Wort Heinrich Bölls – es stammt aus dem Jahre 1957 – möchte ich an den Beginn meiner Ausführungen stellen. Gewiss hat Böll hiermit nicht behaupten wollen, dass außerhalb des Christentums sittlich hochstehendes Handeln, beispielsweise in Hinwendung zu den Armen und Schwachen der Gesellschaft, überhaupt nicht möglich wäre. In allen Kulturen und religiösen Kulturen finden sich ja zweifellos Hinweise darauf, dass es eben das wirklich gibt, was wir unter den großen Begriff des Naturrechts bzw. des

natürlichen Sittengesetzes fassen. Paulus deutet in seinem Römerbrief ja bereits darauf hin, indem er schreibt: „Wenn Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur aus das tun, was im Gesetz gefordert ist, so sind sie, die das Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz. Sie zeigen damit, dass ihnen die Forderung des Gesetzes ins Herz geschrieben ist ...“ (Röm 2,14f). Und so hat es selbstverständlich immer auch in nicht- bzw. außerchristlichen Kontexten Menschen gegeben, deren sittliches Handeln sowohl in ihrer persönlichen Lebensführung als auch in Durchformung konkreter humaner Sozietäten gemessen am Maßstab der natürlichen Sittlichkeit ohne Zögern als ‚richtig‘ und ‚gut‘ qualifiziert werden kann. Worauf es Heinrich Böll aber – wenn ich sein Wort recht deute – vor allem ankam, das ist zum einen der bewusste Gottesbezug im sittlichen Handeln, dem ein besonderer Verpflichtungscharakter eignet. Und zum anderen weist er auf die außerordentliche Qualität jener Liebe hin, wie sie einzig durch die christliche Offenbarung enthüllt und im einzelnen Gläubigen, wie in der Gemeinschaft der Glaubenden insgesamt, – im besten Falle – zur Entfaltung gebracht wird. Und genau der Spur dieser Liebe christlichen Verständnisses wollen wir nun folgen, um unserer Themenstellung „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt ... – Christi Antlitz im Antlitz des Nächsten“ auf den Grund zu gehen.

Was oder besser wie, welcher Art die Liebe des Menschen sei, können wir nun gar nicht beantworten, wenn wir nicht zuerst nach Gott und seiner Liebe fragen.

„Gott ist die Liebe“ – so heißt es im 1. Johannesbrief Kapitel 4 Vers 8. Freilich bliebe dieses Wort ein Abstractum, eine in gewisser Weise alles und auch wieder nichtssagende Definition, wenn wir hierin nicht die dramatische Dynamik des gesamten Offenbarungszeugnisses erkennen würden. Die

Liebe selbst jedoch ist uns in Christus geoffenbart, der wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Das Geheimnis der Inkarnation sagt uns, dass die Liebe nicht nur tief im Herzen verwurzelt, sondern auch dem Ganzen des Lebens eingestaltet werden will. In seiner Menschheit und Mitmenschlichkeit offenbart Gottes Sohn die höchsten Möglichkeiten menschlicher Liebe, und noch mehr die höchsten Möglichkeiten der Liebe Gottes selbst und der menschlichen Liebe als Teilnahme an der göttlichen. Jesus offenbart die Liebe des Vaters nicht durch abstrakte Worte, sondern durch das Gesamt seiner Sendung: wie er sich Menschen zuwendet und ihnen wahrhaft begegnet, wie er auf vielfältige Weise heilend an ihnen handelt, wie er sie zur vollkommenen Gottesgemeinschaft ruft. Gipfelpunkt dieser Liebe ist Jesu Selbsthingabe am Kreuz – alle Lieblosigkeit, alle Sünde der Welt nimmt er auf sich und schafft so stellvertretend Versöhnung. Damit wird sozusagen ein neuer Kreislauf der Liebe ge- und erschlossen, der dem nach dem Bilde Gottes erschaffenen Menschen erst den Weg zu seinem eigentlichen, übernatürlichen Ziel, der ewigen Glückseligkeit, eröffnet.

Sich selbst erkennt der Mensch als Gottgeliebten, den Gott zur Teilnahme an der eigenen Herrlichkeit bestimmt hat. Und der Christ weiß, dass die Liebe Gottes seinen Mitmenschen zum selben übernatürlichen Ziel berufen hat. Er erkennt in ihnen tatsächliche oder mögliche Brüder und Schwestern in Christus und Miterben des ewigen Lebens. Daraus entspringt die Pflicht, ihnen Liebe zu erweisen: „Wer den Vater liebt, liebt auch dessen Kind“ (1 Joh 5,1). Das Voranschreiten auf diesem Weg geschieht nun in dieser Weltzeit, in meinem ganz konkreten Lebens- und Glaubensvollzug als Christ durch die Nachfolge Christi. Die Nachfolge umfasst nun nicht allein das gnadenhafte Einssein mit IHM und das Befolgen seines

Wortes, sondern auch die Nachahmung seines Beispiels. Richtungsweisend hierfür ist insgesamt das Doppelgebot der Liebe, wie es uns in Mt 22,37-40 bzw. Mk 12,28-31 gegeben ist: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit all deinen Kräften. Das ist das größte und höchste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“ In gewisser Weise finden wir eine neutestamentliche Interpretation dieses doppelten Liebesgebotes im 1. Johannesbrief 4,20, wo es heißt: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht. Und dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, soll auch seinen Bruder lieben.“ Diesen untrennbaren Zusammenhang bringt der hl. Augustinus wie folgt zum Ausdruck: „In ein und derselben Liebe lieben wir Gott und den Nächsten, Gott um seinetwillen, uns selbst und unseren Nächsten jedoch um Gottes willen“ (De trinitate VIII, 12; PL 42, 959). Und der hl. Thomas betont, die Tugend der göttlichen Liebe schließe die Nächstenliebe ein (vgl. STh II II q 44 a 2; ebd. q 23 a 5), ja, die Caritas als Gottes- und Nächstenliebe ist nach Thomas nur eine einzige Tugend. Dabei übersieht er jedoch keineswegs, dass hinsichtlich des Materialobjektes von Gottes- bzw. Nächstenliebe kein größerer Unterschied gedacht werden kann, so groß wie eben jener zwischen Gott und Geschöpf. Diese Verschiedenheit zu beachten ist unerlässlich, um nicht in gefährliche Nähe zu pantheistischen Vorstellungen zu geraten und so letztlich auch eine völlige Unterschiedslosigkeit von Religion und Sittlichkeit zu behaupten. Bezüglich des Formalobjektes, also dem Ziel und dem Motiv nach, sind Gottes- und Nächstenliebe jedoch eins, und so wird andererseits die Einheit des übernatürlichen

religiösen und sittlichen Lebens als eines Lebens in Gott garantiert: Wir lieben in Gott seine IHN und uns beseligende Liebe, und wir lieben in uns und dem Nächsten die Befähigung zur Teilnahme an der beseligenden Freundschaft Gottes. Caritas, hergeleitet von dem lateinischen Wort »carus«, bedeutet in der ursprünglichen Übersetzung: Hochachtung, Zuneigung, Liebe. In der christlichen Tradition erhält dieses Wort einen neuen vor allem theologischen Sinn und bedeutet: Liebe – und zwar in einer dreifachen Dimension: Gemeint ist die Liebe Gottes zu den Menschen; gemeint ist als Antwort darauf die Liebe der Menschen zu Gott, aber ebenso die Liebe des gottebenbildlichen Menschen zum ihm gleichen Mitmenschen, die Nächstenliebe. Diese Dreidimensionalität ist bei dem Wort »Caritas« immer mitzudenken, wiewohl sie keineswegs immer gewusst oder bewusst wird. In der weiteren Bedeutungsgeschichte wird »Caritas« im engeren Sinne zum Synonym für die christliche Nächstenliebe und bezeichnet vor allem die barmherzige Liebe zu den armen und hilfebedürftigen Menschen. Rudolf Schnackenburg schlussfolgert nun treffend und von aller geschichtlichen Erfahrung bis heute gedeckt, wenn er hinsichtlich der religiösen Fundierung des Gebotes der Nächstenliebe festhält: „Das religiöse Fundament führt, wenn die Botschaft Jesu richtig verstanden wird, zu einer Uneigennützigkeit, die von rein humaner Liebe selten erreicht wird. Es ermöglicht eine Selbstüberwindung, aus der die stillsten und stärksten Taten der Liebe hervorgehen. Damit ist dem sittlichen Streben ein Ziel gesetzt, das über den Blickkreis einer philosophischen Ethik und eines bloßen Humanitätsideals hinausgeht“⁴² (R. Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des NT, 97).

Die christliche Nächstenliebe hat ihren Ursprung, noch vor jeder Tat, zuerst in der Gesinnung der Liebe. Diese

Gesinnung, die durch Wertschätzung, Achtung, Hinneigung und Wohlwollen charakterisiert ist, drängt nun – wir dürfen mit Recht sagen, prinzipiell inkarnatorisch – zum Wohl tun, zur tätigen Liebe am Nächsten, mit dem sich der Christ zu einer Lebens-, Liebes- und Schicksalsgemeinschaft solidarisch verbunden weiß. Ein besonderes Kennzeichen dieser der Nächstenliebe zugrundeliegenden Gesinnung ist die Barmherzigkeit. Die Barmherzigkeit ist eine besondere Nachbildung der göttlichen Liebe, der es eigen ist, sich umso mehr zu verschenken, je bedürftiger der Mensch in seiner Not ist, je mehr er sich als Schuldner Gottes und als SEINER Gnade bedürftig weiß. Gottes Güte ist barmherzige Liebe – und jener, der in der Nachfolge Christi steht, hat selbst immer mehr nach dieser vollkommenen Barmherzigkeit zu streben: „Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist“, so heißt es ja in der lukanischen Feldrede (Lk 6,36).

Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit

Es ist zuvor bereits angedeutet worden, dass Liebesgesinnung zur Liebestat drängt, ja, sich zur Liebestat realisieren muss. Damit sind wir an und für sich schon im Übergang zu dem begriffen, was wir gewöhnlich dem Bereich der speziellen Moralthologie zuordnen. Es geht um die Verwirklichungsweisen der Nächstenliebe in den verschiedenen Lebensbereichen. Besonders konkret begegnet uns der Anspruch sittlichen Handelns im Geiste Jesu nun in jenem uns allen wohlbekannten Abschnitt des Matthäusevangeliums, der in der Regel mit der Überschrift „Vom Weltgericht“ versehen ist: Mt 25,31-46.

Setzen wir uns zunächst ganz einfach diesem Gotteswort aus, um dann schrittweise seinem Gehalt näherzukommen:

31 Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommt

- und alle Engel mit ihm, dann wird er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen.*
- 32 *Und alle Völker werden vor ihm zusammengerufen werden und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet.*
- 33 *Er wird die Schafe zu seiner Rechten versammeln, die Böcke aber zur Linken.*
- 34 *Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist.*
- 35 *Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen;*
- 36 *ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.*
- 37 *Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben?*
- 38 *Und wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen, oder nackt und dir Kleidung gegeben?*
- 39 *Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen?*
- 40 *Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.*
- 41 *Dann wird er sich auch an die auf der linken Seite wenden und zu ihnen sagen: Weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das für den Teufel und seine Engel bestimmt ist!*
- 42 *Denn ich war hungrig und ihr habt mir nichts zu essen*

gegeben; ich war durstig und ihr habt mir nichts zu trinken gegeben;

43 ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich nicht aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir keine Kleidung gegeben; ich war krank und im Gefängnis und ihr habt mich nicht besucht.

44 Dann werden auch sie antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder obdachlos oder nackt oder krank oder im Gefängnis gesehen und haben dir nicht geholfen?

45 Darauf wird er ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen dieser Geringsten nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan.

46 Und sie werden weggehen und die ewige Strafe erhalten, die Gerechten aber das ewige Leben.

Greifen wir nun die für unsere Themenstellung „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt... – Christi Antlitz im Antlitz des Nächsten“ bedeutsamsten Zusammenhänge heraus.

Offensichtlich ergeht hier der weltgerichtlich endgültige Urteilsspruch nach den Taten jedes einzelnen; so wie wir es bereits von Mt 16,27 her kennen, wo es heißt: „Der Menschensohn wird mit seinen Engeln in der Hoheit seines Vaters kommen und jedem Menschen vergelten, wie es seine Taten verdienen.“ Das Urteil wird entsprechend den Liebeswerken ausfallen, die jene, die vor dem Richterstuhl stehen, getan oder unterlassen haben. Diese Liebeswerke – später wird die Tradition sie um das Motiv der Totenbestattung ergänzt „Werke der leiblichen Barmherzigkeit“ nennen – begegnen näherhin in einer Aufzählung von sechs Werken: Hungrige speisen, Durstigen Trank reichen, Fremde und Obdachlose beherbergen, Nackte

bekleiden, Kranke besuchen und Gefangenen beistehen. Diese Auflistung besonderer leibliche Nöte der sozialen Umwelt des Evangeliums will ganz sicher nicht erschöpfend sein. Vielmehr werden Beispiele für Hilfeleistungen genannt, die einerseits zeit- und kulturgeschichtlich, also durch die Situation der Notleidenden und Helfenden bestimmt sind, andererseits geht es hier durchaus um allgemein menschliche und zu allen Zeiten wiederkehrende existentielle Nöte. Ferner stellt diese Aufzählung als solche auch nichts Neues oder gar Originelles dar, denn dafür gibt es hinreichend variierende Beispiele in Ägypten, so im ‚Totenbuch‘ und auch im Judentum. Alttestamentliche Belege lassen sich z.B. finden in Ijob 29,12-17:

„12 Denn ich rettete den Armen, der schrie, / die Waise, die ohne Hilfe war.13 Der Segen des Verlorenen kam über mich /und jubeln ließ ich der Witwe Herz.14 Ich bekleidete mich mit Gerechtigkeit, /wie Mantel und Kopfbund umhüllte mich mein Recht.15 Auge war ich für den Blinden, /dem Lahmen wurde ich zum Fuß.16 Vater war ich für die Armen, /des Unbekannten Rechtsstreit prüfte ich.17 Ich zerschmetterte des Bösen Kiefer, /entriss die Beute seinen Zähnen“.

Oder auch Ijob 31,16-20.31f:

„16 Wenn ich der Armen Wunsch versagte, /verschmachten ließ der Witwe Augen,17 wenn ganz allein ich meinen Bissen aß, /das Waisenkind aber nicht davon aß –18 von Jugend an hat wie ein Vater er mich großgezogen, /vom Mutterschoß an mich geleitet –,19 wenn ich den Verlorenen sah ohne Kleid /und ohne Decke den Verarmten,20 wenn nicht seine Lenden mir dankten, /er nicht von der Schur meiner Lämmer sich wärmte,31 Wenn meine Zeltgenossen nicht gestanden: /Wer wurde von seinem Fleisch nicht gesättigt?32 Kein Fremder musste draußen übernachten, /dem Wanderer tat meine Tür ich auf.“

Das Buch Tobit ist vom Motiv barmherzigen Handelns durchzogen. In Tobit 4,3 begegnet übrigens auch das Werk der Totenbestattung.

Das Prophetenbuch Jesaja (Jes 58,4-7) mahnt:

4 Obwohl ihr fastet, gibt es Streit und Zank /und ihr schlagt zu mit roher Gewalt. So wie ihr jetzt fastet, / verschafft ihr eurer Stimme droben kein Gehör.5 Ist das ein Fasten, wie ich es liebe, /ein Tag, an dem man sich der Buße unterzieht: wenn man den Kopf hängen lässt, so wie eine Binse sich neigt, / wenn man sich mit Sack und Asche bedeckt? Nennst du das ein Fasten / und einen Tag, der dem Herrn gefällt?6 Nein, das ist ein Fasten, wie ich es liebe: /die Fesseln des Unrechts zu lösen, / die Stricke des Jochs zu entfernen, die Versklavten freizulassen, / jedes Joch zu zerbrechen,7 an die Hungrigen dein Brot auszuteilen, /die obdachlosen Armen ins Haus aufzunehmen, wenn du einen Nackten siehst, ihn zu bekleiden / und dich deinen Verwandten nicht zu entziehen.

Weitere Beispiele, zudem besonders auch aus dem außerbiblisch jüdischen Schrifttum, ließen sich anführen.

Die wohl nächste Parallele zu Mt 25 bietet der Midrasch Ps 118,17 (Midraschim sind Bestandteile der jüdischen Schriftauslegungs-Tradition). Hier lauten Frage und Antwort in Zusammenhang mit dem individuellen Seelengericht nach dem Tode:

„Du wirst gefragt: Was hast du getan? Und du antwortest: Ich habe die Hungrigen gespeist! Und dir wird die Antwort zuteil: Dies ist das Tor des Herrn, tritt ein, du, der du die Hungrigen gespeist hast“.

Auffallend unterschieden von alttestamentlich-jüdischen Aussagen und damit einzigartig ist indes für die Rede vom Weltgericht nach Matthäus zum einen, dass die Gerechten ihre guten Werke vollbracht haben, ohne auf ihren Lohn zu

reflektieren und zum anderen, dass sich der Weltenrichter mit den Hilfsbedürftigen identifiziert.

Dass dieser Text traditionsgeschichtlich und redaktionsgeschichtlich Fragen aufwirft, muss hier nicht interessieren. Wichtig bleiben zwei Fragen:

- Wer sind die »geringsten Brüder«? Gegenüber einer einengenden und einschränkenden Auslegung ist festzustellen, dass die Gerichtsszene den Horizont weitet auf die universale Völkerwelt am Ende der Tage. Alle Menschen, Christen und Nichtchristen in gleicher Weise, sind vom Urteilspruch des Menschensohnes betroffen. Das wird unterstrichen durch die erstaunte Rückfrage: »Wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben...?« Die Christen sind erstaunt, weil sie den Menschensohn zu kennen glaubten, ihn aber nicht in den geringsten Brüdern erkannten. Die Nichtchristen fragen erstaunt, weil sie mit einer solchen Anrechnung ihrer Liebestaten nicht gerechnet haben. Für alle gilt der eine Maßstab der Liebestat gegenüber dem Nächsten: ein eindringlicher Mahnruf an die Christusgläubigen, eine Hoffnung für die, die den Menschensohn nicht (bzw. noch nicht) kennen.
- Die zweite Frage ist: Wie ist das Verhältnis der »geringsten Brüder« zum Menschensohn zu verstehen: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan« (Mt 25,40)? – Es ist sicherlich nicht zu denken an eine mystische Identifikation. Gewiss, der Weltenrichter identifiziert sich mit den Geringsten, ist aber in keiner Weise mit ihnen identisch oder geht gar in ihnen auf. Gemeint ist wohl auch nicht nur eine menschliche Solidarität. Vielmehr antwortet der Menschensohn so, weil er einmal unter den Menschen gelebt und eben diese Barmherzigkeit vorgelebt, aber auch immer wieder gefordert hat. Jesus, der

bei Gott lebt und nun als endzeitlicher Richter hervortritt, fordert Rechenschaft. Letztlich hat die Antwort des Menschensohnes ihren Grund aber darin, dass Gott in Jesus von Nazareth Mensch geworden ist und so den Menschen an sich angenommen hat, sich mit ihm identifiziert. Darin liegt die Würde und auch die Hoffnung des Menschen, aber auch der unlösbare Zusammenhang von Nächstenliebe und Gottesliebe begründet: Gott selbst steht für den Menschen ein. Barmherziges Handeln am Geringsten birgt in sich einen gleichsam sakramentalen, zeichenhaften Charakter, ohne freilich Sakrament im engeren Sinne zu sein. Der hl. Augustinus schreibt hierzu: „Das Sakrament der Taufe und die Eucharistie sind in der Kirche verdeckt. Sie treten nicht in die Öffentlichkeit. Aber unsere guten Werke sind auch den Heiden sichtbar, während ihnen die Sakramente verborgen sind: Das, was sie nicht sehen, ist die Quelle dessen, was sie sehen, so wie vom Fundament des Kreuzes, das tief in die Erde eingesenkt ist, das ganze Kreuz aufragt, das allen sichtbar ist.“³ Andererseits enthüllt sich im Armen dem, der ihm helfen kann, Christus, der die ganze Welt in seine helfende Liebe hineinretten will, und nun im Geringsten zum fordernden Anruf wird, diese Liebe selbst tätig mitzuvollziehen.

Die Siebenzahl der leiblichen Werke nennt schon Laktanz (um 250-etwa 325 n. Chr.) im Anschluss an die Gerichtsszene: Hungrige speisen, Durstigen zu trinken geben, Fremde im Haus aufnehmen, Nackte bekleiden, Kranke besuchen und pflegen, Gefangene trösten (oder: Gefangenen und Sklaven die Freiheit schenken). Dazu hat Laktanz noch als siebtes leibliches Werk der Barmherzigkeit aus Tobit 1,17 hinzugefügt: ‚die Toten bestatten‘.

Diese Listung sollte fortan Bestand haben, wenn auch klar war und ist – wie bereits angedeutet –, dass wahre christliche

Liebe stets die spezifischen Nöte der Zeit aufzuspüren hat, um heilend zu helfen.

Die junge Christengemeinde legte größten Wert auf das Almosen – ansatzweise erkennen wir hier bereits schon eine organisierte Form der tätigen Nächstenliebe: Die Reichen zu Jerusalem teilten all ihre überflüssige Habe an die armen Gemeindemitglieder (durch die Hände der Apostel, später der Diakone) aus [Apg 2,44f; 4,32ff]. Die Apostel organisierten eine geregelte Armenpflege [Apg 6]. Paulus hält Caritassammlungen in verschiedenen Gemeinden für die Gemeinde zu Jerusalem. Die Väterpredigten geben den Ernst der Heiligen Schrift ohne Abstriche weiter. Der hl. Cyprian schrieb ein eigenes Werk ‚Vom guten Werk des Almosens‘. Rechter Gebrauch des Reichtums, der reiche Zinsen bei Gott einbringt, heißt bei ihm: ‚Christus speisen‘ in den Armen. Der Reichtum ist nicht etwas an sich Schlechtes. Er kann wohl ein gefährliches Werkzeug der Ungerechtigkeit sein, aber auch ein Hilfsmittel zum Heil. Zahllos ließen sich weitere Beispiel dieser Art anführen.

Unter wirkungsgeschichtlicher Rücksicht lässt sich auf die Frage, ob die Kirche im Verlauf ihrer Geschichte diesem Auftrag im Wesentlichen treu geblieben ist, mit einem klaren Ja antworten: über die Verpflichtung jedes einzelnen Gläubigen zur Übung tätiger Nächstenliebe hinaus, dort, wo er konkreter Not begegnet, – was übrigens nicht einfachhin delegierbar ist – ist hierbei natürlich auch an die institutionalisierteren Formen der Caritas in diesem Sinne zu denken: Durch lange Jahrhunderte war die Kirche fast ausschließliche Trägerin der Fürsorge für die Armen und Siechen. In den (heute vielfach ehemaligen) Missionsländern war und ist es wiederum die Kirche, die mit ihren Einrichtungen zugunsten der Kranken, Behinderten, Obdachlosen und Waisen bahnbrechend wirkte

und wirkt. Erinnerung sei zudem an die großartigen kirchlichen Hilfswerke auf nationaler und internationaler Ebene.

Der Caritaswissenschaftler Heinrich Pompey etwa aktualisiert die traditionelle Reihe der sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit – besonders auch unter dem Blickwinkel institutionalisierter Hilfe – wie folgt⁴:

visito: Kranke besuchen

was nach alter kirchlicher Sozialtradition die Pflege miteinschließt.

poto: Dürstende tränken

Aktueller Bezugspunkt: Was heute im Blick auf die Dürrenot in Afrika, Asien und anderen Regionen einen ganz anderen Einsatz erfordert, wie z.B. das Bohren von Brunnen durch unsere kirchlichen Entwicklungsdienste.

cibo: Hungerige speisen

Aktueller Bezugspunkt: Die Hungersnöte vor allem in der südlichen Welthälfte verlangen eine aktuelle diakonale Konkretisierung. Ebenfalls schließt dies Hilfe zur Selbsthilfe beim Aufbau einer effektiven Landwirtschaft usw. ein.

redimo: Gefangene loskaufen

Aktueller Bezugspunkt: Sei es im Rahmen der überkirchlichen Aktivitäten von Amnesty International oder z.B. in den von deutschen Katholiken getragenen kirchlichen Büros zum Rechtsschutz politisch und religiös Verfolgter.

tego: Nackte bekleiden

Aktueller Bezugspunkt: Wird heute aufgegriffen durch die Caritas Internationalis und Misereor, indem sie die Selbstversorgung der Entwicklungslander unterstützen und fördern. Konkret ereignet sich dieses Werk der

Barmherzigkeit in der Flüchtlingshilfe.

colligo: Fremde aufnehmen

Aktueller Bezugspunkt: Geschieht heute durch Flüchtlingshilfe und Aufnahme von politisch Verfolgten, Asylanten und Aussiedlern u.a. Auch durch kirchliche Organisationen und aktive einzelne Familien wie in der Bereitschaft zu freundschaftlichen Kontakten mit Gastarbeitern, Studierenden aus fremden Ländern usw.

condo: Tote begraben

Aktueller Bezugspunkt: Dabei geht es um den letzten Dienst in der Beziehung zu einem Menschen über sein irdisches Leben hinaus, das die Achtung vor seiner Beziehungsgeschichte und vor seinem Leichnam einschließt. Immer mehr Menschen sterben ohne Angehörige und Freunde. Sie im Sterben zu begleiten und an ihrem Begräbnis teilzunehmen, sind die letzten Akte einer leiblichen Barmherzigkeit.

Gerade auch für die institutionalisierten Formen christlicher Nächstenliebe hat der Aspekt der ‚Barmherzigkeit‘ als Grundhaltung bleibende und unaufgebbare Relevanz. Kardinal Höffner hat bereits in den achtziger Jahren darauf hingewiesen: „Ein total verwaltetes Helfen wirkt unmenschlich“ (Höffner 1986). Liebe und Barmherzigkeit tragen wesentlich menschlich-persönliche Züge. Zwischen dem Helfenden und dem Bedrängten soll und kann eine personale Begegnung stattfinden. Bei den von den freien Trägern der Sozialarbeit selbst gewählten und nicht an Stelle des Staates vollzogenen Aufgaben sind sie nicht an den Gesetzesvorbehalt gebunden, sie haben hier eigene Wirkungsmöglichkeiten, die aber die personale Beziehung erfordern. Diese bedarf einer ethischen Motivation und Grundhaltung. Es ist ein Irrtum, dass es ein wertfreies Helfen

geben könne. Die These, dass es ein über allen sittlichen und religiösen Werten schwebendes menschliches Helfen gäbe, ist eine Ideologie des weltanschaulichen Positivismus.

Die geistigen Werke der Barmherzigkeit

Kommen wir nun noch zu den sieben geistigen Werken der Barmherzigkeit:

Bei aller herausragenden Bedeutung der sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit, dürfen gewiss die gleichfalls in der Tradition herausgebildeten sieben geistigen Werke der Barmherzigkeit nicht vernachlässigt werden. Ja, in gewisser Weise ist ihnen sogar der Vorrang zu geben: Wenn das Liebesgebot verpflichtet, das leibliche Wohl des Nächsten zu fördern, dann umso mehr das geistige Wohl, das ja eine noch größere Bedeutung hat. Sehr zu empfehlen ist hierzu übrigens das Büchlein „Die geistigen Werke der Barmherzigkeit“, von Prof. Anton Ziegenaus verfasst und 2009 in dritter Auflage im eos-Verlag St. Ottilien erschienen.

Um die geistig-seelische Dimension des Menschen geht es also in den geistigen Werken der Barmherzigkeit. Dem heiligen Johannes Chrysostomus (†407 n. Chr.) wird das folgende Wort zugesprochen:

„In der Kirche gibt es nicht nur leiblich Arme, nicht nur solche, deren Leib hungrig ist oder die leiblich obdachlos sind. Es gibt auch geistlich Arme: ohne die Speise der Gerechtigkeit, ohne den Trank der Gotteserkenntnis, solche, die das Kleid Christi entbehren ... Es gibt Fremdlinge, deren Herz obdachlos ist, solche, deren Mut schwach und hinfällig ist, geistig Blinde, in ihrem Ungehorsam Taube, und Leute, die an verschiedenen geistlichen Krankheiten leiden und so krank sind, dass ihnen vor jeder Art geistlicher Nahrung graust.“⁵

Der hl. Augustinus unterscheidet nun zwischen den ‚beneficentia in corpus proximi‘ und den ‚beneficentia in animam proximi‘ (mor. 52) und fundiert so schließlich die Weiterschreibung der leiblichen zu geistlichen Werken der Barmherzigkeit, die in der Tradition wie folgt lauten: Unwissende belehren, Zweifelnde beraten, Trauernde trösten, Sünder zurechtweisen, Lästige ertragen, Beleidigern verzeihen, für die Lebenden und Verstorbenen beten.

Einige kurze Gedanken zu diesen Werken im Einzelnen:

1) Die Unwissenden lehren

Thomas von Aquin sagte: „Die größte Wohltat, die man einem Menschen erweisen kann, besteht darin, ihn vom Irrtum zur Wahrheit zu führen.“⁶ Als geistige Wesen haben wir Durst nach Erkenntnis und Wahrheit. Gerade Eltern und Erziehern ist es aufgetragen, die Kinder und Jugendlichen mit Wissen auszustatten und sie hineinzuführen in die Fertigkeit des Lebens. Sie praktizieren jeden Tag neu dieses Werk der Barmherzigkeit.

Aber wir alle, ob wir es wollen oder nicht, lehren und leiten andere durch unser Wort und Beispiel. Dabei haben wir auch besondere Verantwortung für die Glaubenswahrheit, gerade in einer Zeit, in der die Unwissenheit im Glauben sehr groß ist. Auch viele Getaufte verlieren aufgrund der Beschäftigung mit den vergänglichen Dingen die bleibenden aus dem Auge. Umso wichtiger ist es, die Botschaft Christi und die Lehre der Kirche frohen Herzens unverkürzt und unverwässert zu bezeugen.

2) Den Zweifelnden recht raten

Wer Zweifelnden recht raten will, muss selbst gelehrt sein und zum Beispiel in der Lektüre des Wortes Gottes, in

der Beichte oder im persönlichen Gespräch Rat von anderen annehmen. Das Gebet um den Heiligen Geist und um die Gabe der Unterscheidung ist die Voraussetzung, dass wir anderen ein aufbauendes und wegweisendes Wort mitgeben können.

3) Die Betrübten trösten

Das lateinische Wort für trösten „consolari“, bedeutet, mit jemandem zu sein, der „solo“ ist, der „allein“ ist. Wir sind nie allein: Gott ist bei uns durch seinen Heiligen Geist, der im Veni Sancte Spiritus mit „Consolator optime“, „bester Tröster“, angesprochen wird. Paulus sagt von Gott : „Er tröstet uns in all unserer Not, damit auch wir die Kraft haben, alle zu trösten, die in Not sind, durch den Trost, mit dem auch wir von Gott getröstet werden“ (2 Kor 1,4). Wenn wir Gott verbunden leben und uns vom Heiligen Geist leiten lassen, dann können wir für andere zum Trost werden und finden auch Worte, die unaufdringlich ermutigen und trösten.

4) Die Sünder zurechtweisen

Jesus spricht im Evangelium davon, dass wir gelegentlich andere zurechtweisen sollen: „ Wenn dein Bruder sündigt, so weise ihn zurecht ...“ (Lk 17,3). So sollen sich alle in der Gemeinschaft der Glaubenden füreinander verantwortlich wissen und dafür Sorge tragen, dass sich keiner aus ihrem Kreis über die maßgeblichen Weisungen Jesu hinwegsetzt und dadurch verloren geht. Wenn wir also aus Glauben und Verantwortung füreinander die „correctio fraterna“, die geschwisterliche Zurechtweisung, üben, dann ist das ein Zeichen, dass die Hirtenliebe Christi in uns lebendig ist. Nun gibt es freilich verschiedene Motivationen, dem Mitmenschen einen Fehler vorzuhalten, nicht selten geschieht es aus Kritiksucht, Groll oder Rechthaberei. All dies wären

natürlich verfehlte Motivationen, die nicht den Geist der Liebe in sich tragen.

5) Die Lästigen geduldig ertragen

... oder wie manchmal auch einfach formuliert wird: Unrecht ertragen. Bei diesem Werk der Barmherzigkeit gibt es, wie der Name schon sagt, gar nicht viel zu tun, es besteht vielmehr im Erdulden. Der hl. Franz von Sales empfiehlt:

„Klage so wenig wie möglich über das erlittene Unrecht. Gewöhnlich sündigt, wer sich beklagt. Die Eigenliebe lässt uns ja das erlittene Unrecht immer härter empfinden, als es in Wirklichkeit ist. Vor allem beklage dich nicht bei Leuten, die sich leicht aufregen und gleich Schlechtes denken. Wenn du dich schon bei jemand aussprechen musst, damit die erlittene Kränkung wieder gutgemacht werde, oder um dich zu beruhigen, so suche dir dafür besonnene und gottliebende Menschen aus, sonst wird dein Herz nicht erleichtert, sondern noch mehr aufgeregt; statt den Dorn aus deinem Fuß zu ziehen, werden ihn diese Menschen noch tiefer hineinstoßen.“⁴⁷

6) Denen, die uns beleidigen, gerne verzeihen

Im Evangelium fragt Petrus den Herrn: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben, wenn er sich gegen mich versündigt? Siebenmal? Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal“ (Mt 18,21-22). Das heißt immer wieder und in jedem Fall sollen wir vergeben, so wie auch Gott nicht müde wird, uns immer wieder zu vergeben. Vergebung und Verzeihung bleiben eine lebenslange Herausforderung, die wir manchmal mehr oder weniger spüren und bei der Gott uns helfen muss. Deshalb beten wir auch täglich: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“
Hilf uns, dass wir stets neu von Herzen vergeben können.

7) Für die Lebenden und die Toten beten

So lautet das letzte geistige Werk der Barmherzigkeit. Wir können nicht ermessen, welche Wohltat es ist, dass andere Menschen für uns beten. Und wir selbst sollen anderen diese Wohltat zukommen lassen. Das geschieht oft beim liturgischen Gebet und bei der hl. Messe. Aber auch im persönlichen Beten können wir bestimmte Lebende und Verstorbene besonders vor Augen haben.

Nach diesen Darlegungen zu den Werken der Barmherzigkeit sei abschließend noch auf ein erklärtes – gerade auch unter dem neuen Pontifikat betontes, aber keineswegs neu entdecktes – Leitmotiv kirchlichen Handelns eingegangen, nämlich auf die sog. ‚Option für die Armen‘.

Wenngleich im Evangelium ausdrücklich grundgelegt, ist die Option für die Armen als Herausforderung an die Kirche in systematischer Weise erst durch das II. Vatikanische Konzil neu bewusst geworden. Der Ruf des II. Vatikanischen Konzils zu einer tiefgreifenden Umkehr der Kirche für die Armen gehört zu den entscheidenden Momenten der Erneuerung. Nicht nur in der Pastorkonstitution »Gaudium et spes« (z. B. GS 1, 21, 31, 69, 72, 88) und im Missionsdekret »Ad Gentes« (Nr.5) wird dieses Thema aufgegriffen, sondern gerade auch im zentralen Text der dogmatischen Konstitution über die Kirche »Lumen Gentium« wird die Option für die Armen ausdrücklich thematisiert und aus den einschlägigen Texten des Neuen Testaments begründet: »Wie aber Christus das Werk der Erlösung in Armut und Verfolgung vollbrachte, so ist auch die Kirche berufen, den gleichen Weg einzuschlagen, um die Heilsfrucht den Menschen mitzuteilen. Christus Jesus hat, »obwohl er doch in Gotteshgestalt war ..., sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen« (Phil

2,6); um unseretwillen »ist er arm geworden, obgleich er doch reich war« (2 Kor 8,9). So ist die Kirche, auch wenn sie zur Erfüllung ihrer Sendung menschlicher Mittel bedarf, nicht gegründet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten. Christus wurde vom Vater gesandt, »den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind« (Lk 4,18), »zu suchen und zu retten, was verloren war« (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war. Sie müht sich, deren Not zu erleichtern, und sucht, Christus in ihnen zu dienen« (LG 8). In den Enzykliken »Evangelii Nuntiandi« von Papst Paul VI. und »Redemptoris Missio« von Johannes Paul II. ist dieses Thema der Option für die Armen fortgeführt.

Papst Franziskus schreibt nun in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ vom 23. November 2013:

198. Für die Kirche ist die Option für die Armen in erster Linie eine theologische Kategorie. Diese Option, lehrte Benedikt XVI., ist »im christologischen Glauben an jenen Gott implizit enthalten, der für uns arm geworden ist, um uns durch seine Armut reich zu machen «

165. Aus diesem Grund wünsche ich mir eine arme Kirche für die Armen. Sie haben uns vieles zu lehren. Sie haben nicht nur Teil am sensus fidei, sondern kennen außerdem dank ihrer eigenen Leiden den leidenden Christus. Es ist nötig, dass wir alle uns von ihnen evangelisieren lassen. Die neue Evangelisierung ist eine Einladung, die heilbringende Kraft ihrer Leben zu erkennen und sie in den Mittelpunkt des Weges der Kirche zu stellen. Wir sind aufgerufen, Christus in

ihnen zu entdecken, uns zu Wortführern ihrer Interessen zu machen, aber auch ihre Freunde zu sein, sie anzuhören, sie zu verstehen und die geheimnisvolle Weisheit anzunehmen, die Gott uns durch sie mitteilen will.

199. Unser Einsatz besteht nicht ausschließlich in Taten oder in Förderungs- und Hilfsprogrammen; was der Heilige Geist in Gang setzt, ist nicht ein übertriebener Aktivismus, sondern vor allem eine aufmerksame Zuwendung zum anderen, indem man ihn » als eines Wesens mit sich selbst betrachtet «.

166. Diese liebevolle Zuwendung ist der Anfang einer wahren Sorge um seine Person, und von dieser Basis aus bemühe ich mich dann wirklich um sein Wohl. Ohne die Sonderoption für die Armen » läuft die Verkündigung, die auch die erste Liebestat ist, Gefahr, nicht verstanden zu werden ...“

Daraus ergeben sich zwei wichtige Konsequenzen.

- In dieser Perspektive der Option für die Armen können die Benachteiligten erstens nicht mehr nur als »Objekte« einer sich herablassenden Nächstenliebe behandelt werden. In einer Kirche mit den Armen, die sich in die Welt der Armen hinein begibt und deren Bedingungen teilt, werden die Armen selbst zu Subjekten der Kirche und ihres gemeinsamen Glaubens. Die Glaubens- und Lebenserfahrungen der Armen, ihre Weisheit und ihre Menschlichkeit wie auch ihr Elend, ihre Verzweiflung und ihre Hoffnung, prägen das Gesicht der Kirche mit.
- Die Kirche entdeckt, dass die Armen nicht nur Adressaten des Evangeliums sind, sondern auch Träger und Verkünder des Evangeliums. Sie sind die Unmündigen, denen das Geheimnis des Reiches Gottes offenbart ist, das den Weisen und Klugen verborgen bleibt (vgl. Mt 11,25).

Lassen Sie mich nun überleiten zu abschließenden Gedanken, ohne die unsere Ausführungen tatsächlich unvollständig und

mit einer Schiefelage versehen blieben. Papst Franziskus spricht auch im Zusammenhang mit der Option für die Armen ganz bewusst davon, dass die Verkündigung des Evangeliums die ‚erste Liebestat‘ darstellt. Dieser Hinweis ist keineswegs unwesentlich, sondern im Gegenteil von fundamentaler Bedeutung. Bei aller Betonung der tätigen Nächstenliebe auf dem Feld der leiblichen Werke der Barmherzigkeit darf eines nicht vergessen werden: Das Heil der Seele ist Ziel und Hauptgegenstand der christlichen Liebe, die christliche Liebe aber hat den Menschen als Ganzen mit all seinen Nöten – eben auch den leiblichen, die ja letztlich unlöslich verwoben sind mit dem seelischen und übernatürlichen Leben – in den Blick zu nehmen.

Papst Pius XII. brachte es – wie ich meine – in seiner Weihnachtsbotschaft des Jahres 1952 recht klar zum Ausdruck. Es gelingt ihm – in Wahrung der echten Prioritäten – innere Zusammenhänge aufzuzeigen, er schreibt:

„Sicher bestand Seine (Christi) Sendung als Erlöser darin, die Menschen von der Sklaverei der Sünde, dem größten aller Übel, zu befreien. Aber der Edelmut Seines äußerst mitfühlenden Herzens ließ ihn nicht blind an den Schmerzen der Betrüben vorübergehen, in deren Mitte Er hatte leben wollen. Der Sohn Gottes und Herold des himmlischen Reiches beugte Sich voller Mitleid herab zu den Wunden des menschlichen Leibes und den Fetzen der Armen. Er hat nicht nur das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe verkündet, mit aufrüttelnden Gerichtsdrohungen die Hartherzigkeit verurteilt und deutlich vorausgesagt, dass das Urteil des Endgerichts von der Bewährung der Gottesliebe auf dem Felde der Nächstenliebe abhängen wird. Er hat auch selbst das Äußerste getan, um zu helfen, zu heilen und den Hunger zu stillen“.

Nicht geringer lautet der Auftrag an alle Getauften, nämlich barmherzig zu sein, wie der Vater im Himmel barmherzig ist – und dies gerade auch an den Geringsten und ihren spezifischen Nöten wirksam werden zu lassen.

Anmerkungen

- ¹ Heinrich Böll, Eine Welt ohne Christus, in: Karlheinz Deschner (Hrsg.), Was halten Sie vom Christentum? München (List) 1957, 22f.
- ² Rudolf Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments (Bd.1), Freiburg i.Br. 1986, S.97.
- ³ Augustinus, Enarrationes in Psalmum 103, n. 14 PL 37, 1349.
- ⁴ S. Heinrich Pompey, Aktualisierung der Werke der leiblichen und der geistigen Barmherzigkeit, in: Kirchliche Arbeitsstelle für Fernstudien: Begleitheft der Studieneinheit X: Die Sozialverkündigung der Kirche, Würzburg, 1998, S. 19 – 22.
- ⁵ Ps.-Chrysostomus, Opus imperf. in Matth. 54, PG 56,946.
- ⁶ In Div. nom. 13,4.
- ⁷ Philothea III,3.

Die Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi und der Träger des apostolischen Amtes als Spiegel dieser Herrlichkeit

Eine theologische Meditation zu 2 Kor 2,14-4,12

Georg Gantioler FSO

Am 24. August feierte man in Kiew den 23. Jahrestag der Trennung der Ukraine von der ehemaligen Sowjetunion mit einer großangelegten Militärparade. In der ostukrainischen Stadt Donezk organisierten prorussische Separatisten eine provokante Gegenveranstaltung. Kriegsgefangene aus den Reihen der Regierungstruppen wurden zu einem öffentlichen Marsch gezwungen. Das Onlineportal FAZ.net berichtet darüber am 24.8. folgendermaßen:

„Die Soldaten [...] gingen gesenkten Hauptes und wurden von einer Menschenmenge als ‚Faschisten‘ beschimpft. [...] In Donezk wurde die Ankunft der Gefangenen über Lautsprecher angekündigt: ‚Wir sehen jetzt die Leute, die geschickt wurden, um uns zu töten‘, hieß es. ‚Wir sind Russen.‘ Aus der Menschenmenge wurden die erschöpft wirkenden Männer mit Flaschen beworfen. Ihnen wurde zugerufen: ‚Auf die Knie.‘“¹

Die öffentliche Zurschaustellung von Kriegsgefangenen ist seit der Genfer Konvention (1949) ausdrücklich verboten, um die menschliche Würde der Gefangenen zu schützen. Seit alten Zeiten war die Zurschaustellung von Gefangenen ein Mittel, um die Siegesmacht der Sieger zu demonstrieren und die unterlegene Nation symbolisch in den Gefangenen zu demütigen. Im römischen Reich wurden die am Siegeswagen des Siegers geketteten Gefangenen meist am Ende des Triumphzuges (pompa triumphalis) hingerichtet. Dass zunehmend wieder zu solchen Mitteln gegriffen wird, ist ein Zeichen der Verrohung und des menschenverachtenden Hasses, dem leider viele Kriegs- und Terrorgruppen verfallen sind.

Interessant: Der Apostel Paulus beginnt die Apologie seines Apostelamtes im 2 Kor genau mit diesem Bild. In 2 Kor 2,14 formuliert er seinen Dank an Gott mit dem Bild eines Siegeszuges, bei welchem er als Gefangener zur Schau gestellt wird:

„14 Gott aber sei Dank, der uns allezeit im Triumphzug herumführt in Christus und den Geruch, an dem man ihn erkennt, durch uns offenbar macht an jedem Ort.“

Das Bild von Paulus als besiegt Gefangenen, der im Siegestriumphzug Gottes herumgeführt wird, öffentlich bloßgestellt, beeindruckt.² Wenn Paulus in den meisten Briefen mit einem Dank an Gott für den Glauben der entsprechenden Gemeinde beginnt, dann beginnt die sogenannte „Apologie“ des 2 Kor mit einem Dank an Gott für seine geistige Gefangennahme. Das ist zugleich die Themenangabe (Proömium) für das, was dann folgt: Gott hat ihn, den Verfolger Christi, vor den Toren von Damaskus besiegt.³ Er ist nun gefangen und gefesselt von Gott in seiner Berufung. Und als Gefangener, als Sklave Gottes (vgl. Röm

1,1; Phil 1,1; Phlm 1 und 9; Eph 3,1) wird er nun „öffentlich zur Schau gestellt“. Paulus bringt dieses drastische Bild am Beginn seiner Darstellung bzw. seiner Verteidigung seines eigenen Apostelamtes. Der 2. Korintherbrief entstand ja aus dem Ringen des Apostels mit dieser Gemeinde. Sie war einige Jahre nach der Gründung in Versuchung, durch von innen und von außen verursachte Spannungen am Gründungsvater der Gemeinde, am Apostel Paulus, irre zu werden.

Der Zweite Korintherbrief

Nach heutiger allgemeiner Auffassung der Exegese ist der 2 Kor eine Zusammenstellung von mehreren Briefen, die Paulus wohl in der Mitte der 50er Jahre, wenige Jahre nach der Gründung der Gemeinde, geschrieben hat. Auch wenn es unter den Exegeten keine einhellige Meinung gibt, wie und in welcher Reihenfolge die einzelnen Briefteile entstanden sind, kann doch allgemein gesagt werden, dass die ersten sieben Kapitel eine innere Einheit bilden („Versöhnungsbrief“ oder „Apologie“; Paulus legt hier sein Verständnis des Apostelamtes dar), ebenso die Kapitel 10 bis 13 (heute allgemein als „Tränenbrief“ bezeichnet), und ebenso die Kapitel 8 und 9 (es geht um die Geldsammlung für Jerusalem).⁴

Norbert Baumert SJ zählt die beiden Kollektenskapitel zu einem eigenen Brief, den er Freudenbrief nennt, und der dann von 1,1 bis 2,13 und von 7,4 bis 9,15 gehen soll.⁵ Nach Baumert wäre die Chronologie der Brieffragmente folgende: Wenige Jahre nach seinem Gründungsaufenthalt in Korinth und seinem ersten Korintherbrief, in welchem er auf konkrete Fragen und Probleme der Gemeinde eingeht,⁶ kam es zu einer neuen Krise in der Gemeinde. Diese betraf die Stellung und

Bedeutung des Apostels Paulus. Ausschlag dazu gab eine Gruppe von paulusfeindlichen Agitatoren, jüdenchristliche Missionare, die nach Korinth kamen und dort starken Eindruck erweckten. „Es sind Leute in der Gemeinde mit einem Imponiergehabe, die sich religiös stark fühlen, sich in den Vordergrund spielen, ‚Geschäftemacher‘, die Paulus in Frage stellen – offensichtlich besonders wegen seiner Leidensnachfolge und Kreuzespredigt.“⁷ Sie sprechen Paulus die Apostelwürde ab mit der Begründung, er habe keine entsprechenden geistlichen Leistungen vorzuweisen. „Man hat in Korinth offenbar daran Anstoß genommen, - zumindest haben es gewisse Leute -, dass sein Leben von Widerstand, Verfolgung und viel Bedrängnis geprägt ist, und hat darin einen Grund gesehen, seine Sendung in Frage zu stellen.“⁸ Die Nachricht davon erreicht Paulus in Ephesus. Paulus, von Verantwortungsbewusstsein für seine Gemeinde erfüllt, schreibt von Ephesus aus einen Brief (dieser Brief wäre die „Apologie“ 2 Kor 2,14-7,4), in welchem er sich verteidigt und seine Sicht des Apostelamtes darlegt. Er muss den Korinthern erklären, „welchen Offenbarungscharakter seine Autorität hat“⁹. Diesen Brief sendet er mit Timotheus nach Korinth. Da das Schreiben und der Besuch von Timotheus nicht die erwartete Wirkung zeigen, entschließt er sich, selbst dorthin zu reisen, um die Gemeinde für sein Evangelium zurückzugewinnen und neue Sicherheit zu schenken. Dieser sogenannte „Zwischenbesuch“ ist aber offenbar eine unglückliche Konfrontation mit der verunsicherten Gemeinde und endet mit einer öffentlichen Beleidigung des Paulus von Seiten eines Gemeindemitglieds. So reist er ab, kündigt aber einen weiteren, längeren Besuch an. Nach Ephesus zurückgekehrt schreibt er anstelle des versprochenen Besuches den sogenannten „Tränenbrief“ (2 Kor 10-13) und

sendet diesen mit Titus in die Gemeinde. In der gespannten Erwartung der Reaktion reist er Titus auf dem Landweg über Mazedonien entgegen. Titus bringt gute Nachricht und kann von der Umkehr der Gemeinde berichten (2 Kor 7,6ff): Sie steht wieder auf der Seite des Paulus. So schreibt Paulus von Mazedonien aus den „Freudenbrief“, den er wieder mit Titus nach Korinth sendet, bevor er selbst zu einem weiteren Besuch dorthin reist.¹⁰

Der zweite Korintherbrief entstand also aus dem Ringen um die Gemeinde in Korinth. Er ist einer der persönlichsten Paulusbriefe. Die ganz persönlichen Bekenntnisse, die er uns hier schenkt, stehen ganz im Dienst der ihm von Christus anvertrauten Botschaft und seiner geistlichen Vaterschaft für die korinthischen Christen. Um die Echtheit seiner Berufung zum Apostel zu beweisen, weist er auf seine Existenz hin, „die in allen ihren Aspekten von nichts anderem zeugt als von der Echtheit seines Anspruchs“¹¹. 2 Kor zeigt, wie Paulus sein Apostelamt verstanden hat. Dieses Verständnis muss freilich normativ sein für das Amtsverständnis der Kirche. Für das Thema dieser Tagung geht es in dieser Meditation darum zu zeigen, dass der Träger des apostolischen Amtes ein Spiegel der Herrlichkeit Christi ist (2 Kor 3,18); es geht um die Entdeckung des Antlitzes Christi im Antlitz des apostolischen Amtsträgers.

1. 2 Kor 2,14-16: Christusduft

Paulus ist also Gefangener Christi durch seine Berufung ins Apostelamt. Er wird im Triumphzug Gottes mitgeführt. Was die Menschen aber an ihm erfahren können, ist nicht das Stinken eines ungepflegten Gefangenen, sondern ein besonderer „Geruch“: Überall, wohin ihn der Geist Gottes in diesem Triumphzug führt,¹² strömt er den „Duft Christi“ aus,

den Duft, an dem man Christus erkennt,¹³ ein „Geruch aus Leben, der Leben vermittelt“, ein werbender Wohlgeruch, damit Menschen von Christus angezogen und zu Christus hingeführt werden. Menschlich gesehen erscheint Paulus den Menschen aufgrund seiner Leiden und Mühen wie ein geknebelter Gefangener, aber Gott gibt ihm eine Ausstrahlung ganz anderer Art. Baumert kommentiert: „Es ist offenbar seine wiederholte Erfahrung, dass mitten in schweren Kämpfen und Auseinandersetzungen Gott ihn trägt, sowie dass er den Menschen, mit denen er zu tun hat, Erkenntnis schenken und eine tiefe Einsicht in den Weg der Rettung vermitteln kann, so dass die Person des Paulus, an der sie sich vielleicht zunächst stoßen, schließlich wie Balsam wirkt und die Menschen überzeugt.“¹⁴

Paulus ist als Gefangener Gottes so in die Wirklichkeit Christi hineingenommen, dass er nach Christus duftet. Die Begegnung mit ihm führt zur Erkenntnis der Gegenwart und des Wirkens Christi. So „in Christus“ wird der Apostel aber auch zum Zeichen des Widerspruchs: es geht um Annahme oder um Verweigerung. Für die einen wird Paulus zum „Lebensgeruch“, für die anderen zum „Todesgeruch“. Dass das so ist, liegt nicht an Paulus, sondern an den jeweiligen Menschen: ob sie sich dem Duft öffnen, im Glauben diesen Duft erkennen und annehmen, oder ob sie verschlossen sind, sich von der Leidensgestalt des Apostels provoziert fühlen und einen anderen Weg wählen. Das Wort vom Kreuz kann eben auch als Ärgernis und Torheit empfunden werden (vgl. 1 Kor 1,23). An Christus kann man auch zu Fall kommen, das wusste schon der greise Simeon im Tempel.

Die beiden Bilder von Paulus als besiegtter Gefangener Gottes und von Paulus als Christusduft sind Aussagen über die tiefe Beziehung des Paulus zu Gott und zu Christus. Das

Apostelamt wurzelt in dieser Wirklichkeit und bezieht von daher seine Autorität.

2. 2 Kor 3,1-3: Christusempfehlung

In den nächsten Versen bringt Paulus ein Bild, das seine enge Beziehung zur Gemeinde von Korinth zum Ausdruck bringt und wieder auf Christus verweist. Ausschlaggebend für dieses neue Bild „Empfehlungsbrief“ sind die Empfehlungsbriefe, mit denen seine Gegner in Korinth offenbar aufwarten konnten. „Sie lassen sich von den Gemeinden, in denen sie gewirkt haben, ihre pneumatischen Kraftwirkungen bestätigen, um dies als Empfehlung zu benutzen bei den Gemeinden, in denen sie neu auftreten.“¹⁵ Paulus schreibt:

„1 Brauchen wir etwa, wie gewisse Leute, Empfehlungsbriefe an euch oder von euch? 2 Unser (Empfehlungs-)Brief seid ihr, hineingeschrieben in unsere Herzen, erkannt und gelesen von allen Menschen; 3 von euch ist offenbar geworden, dass ihr ein (Empfehlungs-)Brief für Christus seid, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Herzenstafeln.“

Paulus braucht keinen Empfehlungsbrief. „Menschen sind es, die ihn empfehlen, nicht Briefe: die Gemeinde, deren Entstehung das Herz des Paulus geprägt hat, so dass man die Korinther nicht sehen kann ohne Paulus und diesen nicht ohne seine Gemeinde.“¹⁶ Mose brachte vom heiligen Berg die beiden Bundestafeln mit, die mit dem Finger Gottes beschrieben und so seine „Empfehlung“ waren, der Beweis, dass Gott ihm auf dem Berg begegnet ist. Paulus hat einen anderen Beweis: Durch seine Verkündigung und sein Wirken in Korinth hat Gottes

Geist in der Gemeinde gewirkt und gute Früchte wachsen lassen. So wurden die Korinther als christliche Gemeinde geboren. Die Gestalt der Gemeinde ist das Zeugnis für Paulus und die „Empfehlung“ für die Echtheit des Apostels. In 1 Kor 4,15 schreibt Paulus:

„15 Angenommen ihr hättet zehntausend Erzieher in Christus, so hättet ihr doch nicht viele Väter. Denn in Christus Jesus habe ich euch durch das Evangelium gezeugt.“

Es besteht eine objektive Beziehung zwischen Paulus und den christlichen Korinthern wie die eines Vaters zu seinem Kind. Diese tiefe väterliche Beziehung kann nicht einfach aufgekündigt werden; sie ist objektiv verifizierbar („erkannt und gelesen von allen Menschen“). Die Beziehung ist so in seiner Person verankert, dass sie als Dokumentation nicht ein mit Tinte beschriebenes Papyrusblatt hat, sondern in sein Herz eingegraben ist.¹⁷

Paulus geht aber noch einen Schritt weiter. Es geht nicht um den „geistlichen Vater“ der Gemeinde, er verkündet nicht sich selbst, sondern Christus. Durch seinen Dienst im Heiligen Geist hat er die Christusgestalt der Gemeinde geformt. „Weil das Amt nur im Heiligen Geist etwas vermag, wird der Brief gar nicht als Brief Pauli, des Dieners, sondern als Brief Christi selbst bezeichnet.“¹⁸ Diese Christusgestalt der Gemeinde weist ihn als echten Apostel aus und sie wird letztlich zu einer Empfehlung für Christus, eine „Visitenkarte Christi“¹⁹. Der Duft, den Paulus dort zurücklässt, ist der Duft, an dem man Christus erkennt. Aber wo steht diese Empfehlung für Christus? Wo finden sich die fleischernen Herzenstafeln? Die Parallele von V 2 und V 3 lassen deutlich werden: Dieser Empfehlungsbrief Christi, der die Gemeinde ist, steht auf den Herzenstafeln des Paulus. In diesen Versen spricht Paulus

„sehr persönlich als Apostel und Vater wie zu seinen Kindern, öffnet ihnen sein Herz mit der Bitte, darin zu lesen, damit sie ihn und sich selbst, letztlich Christus darin erkennen“²⁰.

3. 2 Kor 3,4-18: Christusherrlichkeit

Gab es schon beim Thema des „Empfehlungsbriefes“ eine Anspielung auf Mose, erklärt Paulus jetzt ab 2 Kor 3,7 seinen Aposteldienst auf dem Hintergrund der Sendung des Mose und analog zu ihr.²¹ Entgegen einem schnellen Blick, der vermuten ließe, Paulus würde den Mosedienst gering achten, geht es ihm darum, anhand des Mosedienstes die Andersartigkeit seines eigenen Dienstes darzustellen.²²

7 Wenn aber schon der Dienst des Todes, mit Buchstaben in Steine eingegraben, in Herrlichkeit geschah, so dass die Söhne Israels nicht fest in das Angesicht des Moses schauen konnten wegen der Herrlichkeit seines Angesichts, die doch vergänglich war, 8 wie wird nicht vielmehr der Dienst des Geistes in Herrlichkeit bestehen? 9 Denn wenn der Dienst der Verurteilung Herrlichkeit ist, so ist der Dienst der Gerechtigkeit noch viel reicher an Herrlichkeit. 10 Denn in diesem Fall ist sogar das Verherrlichte nicht verherrlicht wegen der überragenden Herrlichkeit. 11 Denn wenn das Vergängliche in Herrlichkeit war, wie viel mehr besteht das Bleibende in Herrlichkeit!

Der Dienst des Mose war es – im Rahmen des Themas, das Paulus hier aufführt –, durch das Gesetz die Sünde zu offenbaren und damit dem Sünder ein Urteil zu sprechen. Die Gebote Gottes sind Geschenk Gottes, Offenbarung seines Willens, der Stolz Israels, also sichtbarer, erfahrbarer Ausdruck seiner unsichtbaren Wirklichkeit, eben

„Herrlichkeit“²³. Durch Christus ist dieser Dienst aber als vorübergehend deutlich geworden und überboten worden:

„Gott hat den, der Sünde nicht kannte, an unserer statt zur Sünde gemacht, damit wir zu Gottes Gerechtigkeit würden in ihm“ (2 Kor 5,21).

Der Dienst des Verurteilens der Sünde wird durch den Dienst der Vergebung der Sünde aufgehoben, oder vielmehr, er *kann* aufgehoben werden, wenn ein Mensch die Botschaft Christi und den apostolischen Dienst der Vergebung annimmt. Und in diesem Dienst steht Paulus. So *kann* die Herrlichkeit des Mose aufgehoben oder „außer Kraft gesetzt“ werden durch die Herrlichkeit der Barmherzigkeit Gottes. Die Versöhnung Christi aber ist bleibend, da sie im Unterschied zur Verurteilung nicht aufgehoben werden kann. Die Herrlichkeit des Mosedienstes war für die Israeliten mit den leiblichen Augen sichtbar (vgl. Ex 34,29-35). Die Herrlichkeit Christi ist aber nur an dessen menschlicher Gestalt sichtbar, noch dazu an einem gekreuzigten Menschen: Sie verbirgt sich hinter dieser Gestalt und ist nur mit den Augen des Geistes, des Glaubens sichtbar. Dieser Dienst der Versöhnung ist dem Apostel übergeben worden:

2 Kor 5,18: „Aber alles von Gott, der uns mit sich durch Christus versöhnt hat und uns den Dienst der Versöhnung gegeben hat ... 20 Für Christus sind wir gesandt ...“

„Die Herrlichkeit, die meinen Dienst von innen her erfüllt, ist so groß, dass mein Leib es nicht fassen könnte, wenn dieser übergroße Glanz körperlich sichtbar würde; und wenn die Israeliten schon den Glanz des Mose nicht lange anschauen konnten, würden eure Augen diesen Glanz erst

recht nicht ertragen.“²⁴ Diese Herrlichkeit verbirgt Gott in der menschlichen Gestalt des Christus und seines Apostels. Paulus meditiert in den folgenden Versen über die Decke, mit der Mose sein vom Licht Gottes strahlendes Gesicht verhüllt hatte, um den Israeliten entgegenzukommen, die sich wegen dieses Leuchtens der Haut vor Mose fürchteten.

12 Da wir nun eine solche Hoffnung haben, so gehen wir mit großer Freimütigkeit vor 13 und tun nicht wie Mose, der eine Decke über sein Angesicht legte, damit die Söhne Israels nicht fest auf die Vollendung des Vergehenden blicken sollten. 14 Aber ihr Denken ist verhärtet worden, denn bis zum heutigen Tag bleibt dieselbe Decke auf der Vorlesung des alten Bundes und wird nicht aufgedeckt, weil sie in Christus beseitigt wird. 15 Aber bis heute, sooft Mose vorgelesen wird, liegt die Decke auf ihrem Herzen. 16 „Wenn er sich aber zum Herrn hinwendet, nimmt er die Decke weg“ (vgl. Ex 34,34). 17 Der Herr aber ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, ist Freiheit.“

Paulus spielt mit diesem Begriff der „Decke“: sie existiert heute noch: Sie bedeckte zuerst das Gesicht des Mose, um den Israeliten entgegenzukommen, damit diese nicht in direkter Konfrontation mit Gottes Größe und Herrlichkeit stehen. Dann aber ist sie gegenwärtig geblieben in der Geschichte des Alten Bundes: Beim Vorlesen aus dem Alten Bund, d.h. aus den Büchern des Mose und der Propheten, liegt sie auf dem Herzen der Israeliten. Die Herrlichkeit Gottes ist für sie nach wie vor verdeckt.

Mose entfernte die Decke, wenn er ins Heiligtum ging und mit Gott redete. Paulus setzt dieses Zitat aus Exodus in die Präsensform. Gott ins Angesicht schauen ist heute möglich. Paulus hat es vor den Toren von Damaskus getan. In diesem

Augenblick wurde die Decke entfernt und er erkannte im Angesicht Christi die Herrlichkeit Gottes.

Durch Jesus wird die Decke entfernt. In ihm ist die Herrlichkeit Gottes voll und ganz gegenwärtig. Durch seine Menschwerdung ist sie in ihm aber verborgen, also so „menschlich“ geworden, dass sie ohne die schützende Hülle wahrgenommen werden kann. Aber gerade der Gedanke an eine solche Erniedrigung der göttlichen Herrlichkeit ist denen nicht möglich, die aus unbeweglicher Ehrfurcht und Scheu vor Gott die Wirklichkeit der Menschwerdung ablehnen. Jesus wurde wegen Gotteslästerung zum Tod verurteilt. Paulus erklärt hier die Situation der Juden, die nicht zur Erkenntnis Christi gelangt sind.

Für diejenigen, die Jesus annehmen, erweist sich die Decke aber als „vergänglich“, wie für Paulus selbst: die Verurteilung kann durch die Vergebung „außer Kraft gesetzt“ werden und die furchterregende Herrlichkeit Gottes wird durch das menschliche Antlitz Christi „außer Kraft gesetzt“.²⁵ Seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist eine Schutzhülle zwischen Gott und Mensch nicht mehr nötig. Darum liegt sie jetzt nicht mehr auf Mose, sondern auf dem Herzen der nicht an Christus glaubenden Juden. Jesus Christus ist der hermeneutische Schlüssel zum Alten Bund.

Paulus zieht nun eine Schlussfolgerung aus diesem Bild (2 Kor 3,18):

18 Wir aber, die wir mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn widerspiegeln, werden umgestaltet in dasselbe Bild von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, ganz wie vom Geist-Herrn her.

Paulus verwendet hier nochmals die Analogie zu Mose: Auch er hat ein (unsichtbares) „Leuchten“ im Gesicht, aber dieses

entspricht dem Leuchten Christi. Christus ist die Ikone Gottes mit unsichtbarer, geistiger Herrlichkeit, Paulus der Spiegel dieser Ikone und dieser Herrlichkeit. Die Herrlichkeit Christi bedarf keiner Verhüllung, weil sie für das äußere Auge unsichtbar ist.²⁶ Immer neu beeindruckend sind in diesem Zusammenhang die Worte Romano Guardinis, die er über das Geheimnis der Menschwerdung geschrieben hat: Wie ist die Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi zu fassen?

„Jesus hat Gott nicht nur ‚erlebt‘, sondern war Gott. Er ist Gott nicht nur irgendwann geworden, sondern war es von Anfang an. Aber sein Leben bestand darin, dieses sein eigenes Gott-Sein menschlich zu vollziehen: die göttliche Wirklichkeit und ihren Sinn in sein menschliches Bewusstsein zu heben; die Gotteskraft in seinen Willen zu nehmen; die heilige Reinheit mit seiner Gesinnung zu vollbringen; die ewige Liebe mit seinem Herzen zu tun; die unendliche Gottesfülle in seine Menschengestalt zu holen – oder wie wir das ausdrücken mögen, dass sein Leben ein beständiges Niederringen war in sich selbst hinab, ein Sich-Erheben in immer höhere, eigene Höhe, ein Durchmächtigen des eigenen Sinnes, ein Ergreifen der eigenen Fülle.“²⁷

Diese Herrlichkeit Christi soll sich im Leben des Apostels spiegeln. „Nur dadurch, dass ich als Person Christus-förmig werde, kann ich ihn widerspiegeln.“²⁸ Dazu muss Paulus aber selber verwandelt werden. So gewinnt die Herrlichkeit Christi in ihm Gestalt. Der Apostel ist „unscheinbar“ für eine oberflächliche Sichtweise, aber doch „innerlich“ vom Glanz der überströmenden Herrlichkeit Gottes erfüllt: Das Antlitz Christi, das sich im Antlitz des Paulus spiegelt.

4. 2 Kor 4,1-6: Christusbild

Die „Unbedecktheit, Offenheit, Freiheit“ wird zum Charakteristikum des Lebens in Christus. Es weitet sich aus auf das Wirken des Apostels, der die Wahrheit offen verkündet und selbst „ohne Decke“ in seinem moralischen Leben auftritt. Es weitet sich auf die Gemeinde, deren Gemeinschaft „ein gegenseitiges Offen- und Durchsichtigsein in der Liebe“²⁹ verlangt.

1 Darum, da wir diesen Dienst haben, weil wir Erbarmen gefunden haben, ermatten wir nicht; 2 sondern wir haben uns losgesagt von verborgener Scham und wandeln nicht in Arglist, noch verfälschen wir das Wort Gottes, sondern durch die Offenbarung der Wahrheit empfehlen wir uns jedem Gewissen der Menschen vor Gott. 3 Wenn aber auch unser Evangelium verhüllt ist, so ist es bei denen verhüllt, die verloren gehen, 4 bei denen der Gott dieser Welt blind gemacht hat die Gedanken der Ungläubigen, damit ihnen nicht aufstrahlt der Lichtglanz des Evangeliums von der Herrlichkeit des Christus, der das Bild Gottes ist. 5 Denn wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als Herrn, uns aber als eure Knechte durch Jesus. 6 Denn Gott, der gesagt hat: „Aus Finsternis soll Licht leuchten!“ (vgl. Gen 1,3), er ist aufgeleuchtet in unseren Herzen zum Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi.

Die „Decke“ kehrt wieder: zunächst als Versuchung! Es gibt die Versuchung im Leben des Apostels, die Herrlichkeit Christi in sich zu verhüllen, wenn Anfeindungen und Missgunst kommen, also die Versuchung, den Dienst nicht zu erfüllen und sich zurückzuziehen. „Er will den Triumphzug, in dem Gott ihn herumführt, aushalten und sich nicht

verstecken.“³⁰ „Es geht um die Durchsichtigkeit, Transparenz zu Gott und zur Welt hin, sowohl des Bezeugten wie des Zeugen“.³¹ Das Bezeugte, das Evangelium, ist unverhüllt, weil es die Botschaft Christi ist, und der Zeuge ist unverhüllt, weil er nicht sich selbst, sondern Christus verkündet.

Dann kehrt die „Decke“ wieder auf den Herzen derer, die nicht an Christus glauben: Da Paulus die Herrlichkeit Christi nicht verhüllt sondern offen verkündet und im eigenen Leben darstellt, gibt es eine Hülle des Teufels, die er auf die Augen von Menschen legt, die so die Herrlichkeit Christi, die ihnen Paulus durch das Evangelium verkündet, nicht sehen und wahrnehmen können. Sie können den für Christus spezifischen Glanz nicht wahrnehmen.

Im Herzen des Paulus leuchtet ein Licht: Es ist aufgeleuchtet um jenseits von Hüllen die Herrlichkeit Christi zu erkennen. Und für diese Herrlichkeit ist Paulus Spiegel. In seinem Gesicht spiegelt sich die Herrlichkeit Christi! Die Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Christi und die Herrlichkeit Christi auf dem Antlitz des Paulus stehen im Verhältnis von Lichtquelle und Spiegel. Dass dieses Licht aufgeleuchtet ist, ist ein Wunder, „so groß wie die Erweckung des Lichtes aus der Finsternis bei der Schöpfung“.³² Nach der Apostelgeschichte war das Damaskusereignis ein Lichtereignis (vgl. Apg 9,1-9; 22,3-11; 26,11-20). Paulus war nicht auf dem Berg der Verklärung, wo die Herrlichkeit Christi für einige Apostel auch äußerlich sichtbar wurde. Aber das Damaskusereignis war für ihn wohl ähnlicher Art. Was Benedikt XVI. in seinem Jesusbuch darüber sagt, war wohl die tiefe Erfahrung des Paulus in der Stunde seiner Berufung:

„Die Verklärung ist ein Gebetsereignis; es wird sichtbar, was im Reden Jesu mit seinem Vater geschieht: die innerste Durchdringung seines Seins mit Gott, die reines Licht wird.

In seinem Einssein mit dem Vater ist Jesus selbst Licht vom Licht. [...] Durch das Reden mit Gott strahlt Gottes Licht auf Mose und macht ihn selbst strahlend. Aber es ist sozusagen ein von außen auf ihn zukommender Strahl, der ihn nun selber leuchten lässt. Jesus aber strahlt von innen her, er empfängt nicht nur Licht, er ist selber Licht vom Licht.“³³

Paulus strömt den Duft aus, an dem man Christus erkennt – obwohl er ein „Gefangener“ ist; in seinem Herzen ist der Brief Christi zu lesen, obwohl er von der Gemeinde getrennt ist und verkannt wird, und jetzt sehen wir auf seinem Antlitz das Licht Christi leuchten, obwohl dieser Glanz nach außen hin nicht sichtbar ist. Kein Wunder, wenn seine Sendung in Zweifel gezogen wird. Paulus weiß um seine „Leidensgestalt“. Die Herrlichkeit Christi ist in einem „Tongefäß“ verborgen.

5. 2 Kor 4,7-11: Christusleiden

7 Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit das Übermaß der Kraft von Gott sei und nicht aus uns. 8 In allem sind wir bedrängt, aber werden nicht in die Enge getrieben; ausweglos, aber nicht ohne Ausweg; verfolgt, aber nicht verlassen; niedergeworfen, aber nicht vernichtet; allezeit das Getötetwerden Jesu am Leib herumtragend, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib offenbar werde. 11 Denn ständig werden wir, die Lebenden, dem Tod übergeben um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar werde. 12 Folglich wirkt der Tod in uns, das Leben aber in euch.

Kostbare Dinge werden normalerweise in schönen Behältern („Schatzkästchen“) aufbewahrt. Aber der „Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi“

wird in einem gewöhnlichen Tongefäß gehalten, in welchem man einen solchen Schatz nicht vermutet.³⁴ Aber das ist ein Charakteristikum der Herrlichkeit Christi: Sie zeigt sich „vor allem anderen in der Passion. Sie ist die Stunde Jesu, die erhabenste aller Theophanien. Jesus heiligt sich durch seinen Tod bei klarstem Bewusstsein, aus Gehorsam gegen den Vater und für die Herrlichkeit seines Namens. Er gibt aus Liebe zu den Seinen sein Leben freiwillig hin. Das Kreuz wird in seiner Verklärung zum Zeichen der ‚Erhöhung‘ des Menschensohnes. Kalvaria macht das Geheimnis des göttlichen ‚Ich bin‘ Jesu den Augen aller sichtbar. Das Wasser und das Blut, die der Seite Christi entströmen, symbolisieren die Fruchtbarkeit seines Todes, die Quelle des Lebens. Solcherart ist seine Herrlichkeit.“³⁵

Ein „Übermaß an Kraft“ ist wirksam. Paulus hat die Kraft nicht von sich aus oder aus sich. Sie kommt von Gott. Nun zählt er vier Beispiele auf, in welchem das deutlich wird. Es ist immer eine Leidenssituation genannt und eine entsprechende Erfahrung von Kraft, eine „Kontrasterfahrung“³⁶. Tod und Auferstehung werden angedeutet: die Bedrängnisse sind Ausdruck für das „Getötetwerden Jesu“, das an ihm sichtbar wird.³⁷ Aber auch die Auferstehung, „das Leben Jesu“, offenbart sich in ihm. Das Antlitz des leidenden und des auferstandenen Herrn scheint im hinfalligen menschlichen Leben des Paulus durch. Er ist davon zutiefst geprägt und beweist gerade so seine Echtheit als „Apostel Christi Jesu“. Das Aufleuchten der Herrlichkeit Christi geschieht durch einen Todeskampf „um Jesu willen“. „Was durch diesen Sterbeprozess durchträgt, ist das göttliche Leben in uns, das sozusagen diesen Weg in den Tod mitgeht, nicht um zu sterben, sondern um in diesem Durchgang zu wachsen und offenbar zu werden.“³⁸ Wenn also das „irdene Gefäß“

im Leiden ausgeschüttet wird, wird sichtbar, was dieses Gefäß enthält. So wird er als Apostel gerade im Leiden ausgewiesen und „wird seine Existenz zur lebendigen Evangeliumsverkündigung. Sein ‚Fleisch‘ wird mehr und mehr transparent für das, was nur im Geist wahrnehmbar ist.“³⁹ Es geht in diesen Versen nicht darum, dass Paulus in allen Bedrängnissen doch „den Kopf über Wasser hält“, sondern dass seine Bedrängnisse Offenbarung der Kraft Gottes sind, es geht um ein „gegenwärtiges Offenbarwerden des Lebens Jesu“⁴⁰ in der Person des Paulus.⁴¹

V 12 macht nun aber eine neue Dimension sichtbar, die überrascht: Tod und Leben werden auf verschiedene Personen verteilt: Tod auf Paulus und Leben auf die Korinther. Darf man das so sehen: Das Leben nach dem Geist Christi in der Gemeinde von Korinth ist durch die Leidens- und Todeserfahrung des Paulus mitbegründet? Wenn wir diese Frage mit Ja beantworten und Paulus so verstehen, dann wird hier noch einmal die geistige Vaterschaft des Apostels offenbar. Gerade auch im Leiden zeugt er die Gemeinde und wird zu deren Vater. Bewusst und freiwillig für jemanden leiden ist Zeichen für eine tiefe Verbundenheit. Aber dieses Leiden ist eben deshalb fruchtbar, weil es das „Getötetwerden Christi“ ist, „Gekreuzigtsein mit Christus zugunsten der Kirche“⁴². Der heilbringende Sinn des Leidens in Christus leuchtet im Apostel als ganz eigene Herrlichkeit auf. „Der Jesus Nachfolgende kann auch mit Jesus stellvertretend für die Gemeinde leiden.“⁴³ Und das ist nicht nur persönliche Spiritualität, sondern „schlichte Feststellung der Aufgabe des Apostels, des Amtes überhaupt“⁴⁴.

Anmerkungen

- ¹ <http://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/europa/ukraine-konflikt-separatisten-praesentieren-gefangene-soldaten-13114069.html>
- ² Vgl. dazu die ausführliche Textanalyse bei M. Margareta Gruber, *Herrlichkeit in Schwachheit*, Würzburg 1998, 97-144.
- ³ Vgl. Nach Apg 26,14 sagt Jesus während des Damaskusereignisses zu Paulus: „Es wird dir schwer fallen, gegen den Stachel auszuschlagen.“
- ⁴ Vgl. dazu etwa: Friedrich Lang, *Die Briefe an die Korinther*, NTD 7, Göttingen 1986, 10-14.
- ⁵ Vgl. Norbert Baumert, *Mit dem Rücken zur Wand*, Würzburg 2008, 359-370.
- ⁶ Baumert meint, dass auch der 1 Kor aus verschiedenen Einzelbriefen zusammengefügt ist.
- ⁷ Baumert, *Mit dem Rücken zur Wand*, 88.
- ⁸ Ebd. 48.
- ⁹ Hans Urs von Balthasar, *Paulus ringt mit seiner Gemeinde*, Einsiedeln 1988, 26.
- ¹⁰ Vgl. Baumert, *Mit dem Rücken zur Wand*, 48. Vgl. auch die gut zusammenfassende Darstellung in: Conzelmann, Lindemann, *Arbeitsbuch zum Neuen Testament*, Tübingen ¹⁴2004.
- ¹¹ Balthasar, *Paulus ringt*, 33.
- ¹² Gruber, *Herrlichkeit* 115: „Der biographische Hintergrund ist deutlich erkennbar: seine apostolischen Reisen, die oft unfreiwillig gewählte und geänderte Route mit allen äußeren und inneren Schwierigkeiten und Gefahren [...], die ganze paulinische Wanderexistenz, deren Regisseur eben nicht der Apostel selbst ist, sondern Gott.“
- ¹³ Der Genitiv „Geruch seiner Erkenntnis“ ist hier wohl als genitivus subjectivus zu verstehen („Geruch, an dem man ihn erkennt“) nicht als genitivus obiectivus („Geruch, der in seiner Erkenntnis besteht“): Nicht die Erkenntnis ist der Duft, sondern Paulus duftet nach Christus. „Erkenntnis“ ist also passivisch zu lesen. Vgl. Gruber, *Herrlichkeit*, 139.
- ¹⁴ Baumert, *Mit dem Rücken zur Wand*, 49.
- ¹⁵ Lang, *Briefe*, 278.
- ¹⁶ Gruber, *Herrlichkeit* 175.

- ¹⁷ Vgl. dazu Ex 39,14: Zwölf Steine, die Aaron in seiner Brusttasche trug, in welchen die Namen der Söhne Israels eingraviert waren. Dem Priester sollten die Israeliten „am Herzen liegen“.
- ¹⁸ Balthasar, Paulus ringt, 26f.
- ¹⁹ Vgl. Gruber, Herrlichkeit, 177.
- ²⁰ Gruber, Herrlichkeit 178.
- ²¹ Vgl. Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 58.
- ²² Vgl. Ebd.
- ²³ „Herrlichkeit“ bezeichnet im AT Gott selbst, insofern er sich in seiner Majestät, in seiner Macht, im Glanz seiner Heiligkeit, in der Dynamik seines Wesens offenbart; die Herrlichkeit Gottes ist sein Sich-kund-Tun nach außen in seinen Großtaten oder seinen Erscheinungen. Vgl. Artikel „Herrlichkeit“ im Wörterbuch zur biblischen Botschaft, hg. von Leon-Dufour.
- ²⁴ Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 59.
- ²⁵ Ebd. 66.
- ²⁶ Herrlichkeit ist hier zu verstehen in der Manifestation des „Gewichtes“, das eine Person hat, die Bedeutung, den Respekt, den sie einflößt. Vgl. z.B. Artikel „Herrlichkeit“ im Wörterbuch zur biblischen Botschaft von Leon-Dufour.
- ²⁷ Romano Guardini, Der Herr, I-3 (Menschwerdung).
- ²⁸ Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 71.
- ²⁹ Balthasar, Paulus ringt, 23.
- ³⁰ Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 74.
- ³¹ Balthasar, Paulus ringt, 28.
- ³² Ebd. 27.
- ³³ Joseph Ratzinger, Jesus von Nazareth I, 356f.
- ³⁴ Vgl. Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 80.
- ³⁵ Donatien Mollant, Artikel Herrlichkeit in Wörterbuch zur biblischen Botschaft, Hg. von Leon-Dufour.
- ³⁶ Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 80.
- ³⁷ Ähnlich in den Seligpreisungen: Benedikt XVI. in seinem Jesusbuch: „Die Seligpreisungen drücken aus, was Jüngerschaft bedeutet. Sie werden umso konkreter und umso realer, je vollständiger die Hingabe des Jüngers an den Dienst ist. Was sie bedeuten, ist nicht rein theoretisch auszusagen; es wird angesagt im Leben und Leiden und in der geheimnisvollen Freude des Jüngers, der sich ganz in die Nachfolge des Herrn hineinbegeben hat. Der Jünger ist an das Geheimnis Christi gebunden. Sein Leben ist eingetaucht in die

Gemeinschaft mit Christus. Die Seligpreisungen sind Umsetzung von Kreuz und Auferstehung in die Jüngerexistenz. Aber sie gelten für den Jünger, weil sie zuallererst urbildlich in Christus selbst verwirklicht sind.“

³⁸ Baumert, Mit dem Rücken zur Wand, 82.

³⁹ Ebd. 83.

⁴⁰ Christian Wolff, Der zweite Brief des Paulus an die Korinther, Leipzig 1989, 93.

⁴¹ Ähnliche Erfahrungen gibt es auch im Leben der Märtyrer. So schreibt z.B. der selige Carl Lampert aus dem Gestapogefängnis in Stettin am 4. April 1943 an seinen Bruder Julius: „Wie Millionen Male lieber würde ich allüberall mithelfend tätig sein, als hier in einsamer Kerkergruft so trostloser Untätigkeit sich hingeben zu müssen! Du kennst mich, Julius, und kannst ermessen, wie schwer, wie unsagbar schwer das für mich ist, namentlich in dieser Zeit. Hätte ich nicht eine innere Kraft, so möchte man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens.“ Vgl. Susanne Emerich (Hg.), Carl Lampert, Hätte ich nicht eine innere Kraft... Leben und Zeugnis, Innsbruck ²2012, 50.

⁴² Balthasar, Paulus ringt, 82.

⁴³ Ebd. 31.

⁴⁴ Ebd. 82.

Gertrud von Helfta.

Botschaft von Gottes Güte – für dich!

M. Hildegard Brem O.Cist

In unserer Gesellschaft ist heutzutage ein verstärktes Interesse an Mystik festzustellen, selbst bei Menschen, die keinen besonderen Bezug zum christlichen Glauben haben. Das Geheimnisvolle reizt, besonders wenn es hilft, die engen Grenzen des Alltags zu überschreiten und neue Horizonte des Lebens zu erschließen. Wenn das Interesse auch oft recht oberflächlich ist und der Einsatz, den einer für solche tiefere Erfahrungen aufbringen möchte, nicht besonders groß zu sein scheint, so weist es doch darauf hin, dass der Mensch unheilbar religiös ist. Ein Leben, das sich in der Bewältigung des Diesseits erschöpft, kann ihn auf die Dauer nicht zufriedenstellen, geschweige denn zu der Freude hinführen, nach der sich sein Herz zutiefst sehnt.

So hat die Kirche in der Erschließung mystischer Wege eine Chance, Menschen aufhorchen zu lassen, die mit der christlichen Religion vor allem ein System von Geboten und Verboten assoziieren. Wenn man von Mystik im christlichen Sinn spricht, so denken die meisten Kenner an Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz, der als „doctor mysticus“ bekannt ist. Dass auch die Zisterzienser einen wesentlichen

Beitrag zur Erschließung des mystischen Weges beitragen können, ist nur sehr wenigen bekannt. Dieser Vortrag möchte dazu beitragen, diese Lücke zu schließen.

Lehrer der Mystik im Zisterzienserorden sind zunächst die sogenannten vier „Evangelisten“ des Ordens Bernhard von Clairvaux, Aelred von Rievaulx, Gueric von Igny und Wilhelm von St. Thierry, die zusammen mit anderen Schriftstellern in ihren Schriften theologische Tiefe und Exaktheit mit dem Zeugnis ihrer eigenen Erfahrung verbinden. Diese besondere Form theologischen Schrifttums wird seit Jean Leclercq als monastische Theologie bezeichnet.

Neben den Mönchen gibt es bei den Zisterziensern auch Frauen, die in intensiver Gemeinschaft mit Gott lebten und Zeugnisse ihrer geistlichen Erfahrung hinterließen. Hier sind neben den Ordensfrauen Lutgard von Awières (+1246), Ida von Löwen (+ 1290) und Beatrix von Nazareth (+ 1268) vor allem die drei Frauen von Helfta zu nennen, die dieses erst wenige Jahre zuvor gegründete Kloster in ein Zentrum geistlichen Lebens verwandelten: Mechthild von Magdeburg (+ 1289), Mechthild von Hackeborn (+1299) und Gertrud von Helfta (+1301/2). Besonders bedeutsam ist die letzte, die als einzige Frau der Kirchengeschichte mit dem Beinamen „die Große“ geehrt worden ist. Sie hat uns nicht nur ihre geistlichen Erfahrungen als erste Frau der Kirchengeschichte in einem flüssigen, musikalischen und bildreichen Latein aufgezeichnet, sondern ihrer Überzeugung nach von Christus die Sendung empfangen, ihre Zeitgenossen und durch ihre Schriften möglichst viele Christen aller Zeiten von der Güte Gottes zu überzeugen und zu einem mystischen Leben zu ermutigen.

Ja, geht denn das überhaupt? Ist ein mystisches Leben nicht das Privileg von einigen wenigen Erwählten, zu denen wir „normale“ Christen nur staunend aufschauen können?

Gertrud war nicht dieser Ansicht. Ich möchte heute als ihre Sprecherin auch Sie davon überzeugen, dass jeder Getaufte eben durch dieses Sakrament schon zu einem Leben der Mystik berufen ist, und ich möchte einige Grundsätze ableiten, die uns Orientierung auf unserem Lebensweg geben können.

1. Wer war Gertrud von Helfta?

Nach außen hin verlief ihr Leben unauffällig. Sie kam schon als Kleinkind fünfjährig ins Kloster – vielleicht, weil sie ein Waisen- oder Findelkind war – und wurde dort erzogen. Als außerordentlich begabtes junges Mädchen durchlief sie in der Klosterschule nicht bloß eine Ausbildung in Fragen der Hauswirtschaft, sondern studierte alle freien Künste und sogar Theologie. Ihre Lehrerin und Begleiterin war dabei die hl. Mechthild von Hackeborn, die Gertrud während ihres ganzen Lebens als Vertraute verbunden war. Gertrud trat, als sie herangewachsen war, als Nonne ins Kloster Helfta ein und legte dort Profess ab. Ihr außerordentliches geistliches Leben begann am 27. Januar 1281 mit einer Christuserscheinung. Im Kloster scheint Gertrud im Skriptorium beim Schreiben und Abschreiben beschäftigt gewesen zu sein, und sie übte auch die Aufgabe einer zweiten Kantordin aus. Mit zunehmendem Alter wurde sie von verschiedenen Krankheiten heimgesucht. Sie starb mit 46 Jahren am 17. November 1301 oder 1302.

2. Entwicklung der Mystik Gertruds

2.1. Ausgangspunkt: Äußere Pflichterfüllung

Bevor Gertrud mit ihrer ersten Christusvision beschenkt wurde, geriet sie in eine Krise, die sie erschütterte und

verunsicherte. Wahrscheinlich erfuhr die gewandte und intelligente junge 25jährige Frau hier zum ersten Mal ihre Grenzen und die Unmöglichkeit, sich selbst aus dem Schlamm zu ziehen: Sie schreibt:

„Der Abgrund der unerschaffenen Weisheit rufe nach dem Abgrund der staunenswerten Allmacht zum Lobpreis eines so erstaunlichen Wohlwollens, das die Überfülle deines Erbarmens in die Tiefe fließen ließ bis zum Tal meiner Erbärmlichkeit. Es geschah in meinem 26. Lebensjahr an jenem Montag vor dem Fest der Reinigung Mariens, seiner reinsten Mutter, der für mich so heilbringend werden sollte und in diesem Jahr auf den 27. Januar fiel, in jener ersehnten Stunde nach der Komplet etwa zu Beginn der Abenddämmerung: Da hattest du Gott, als Wahrheit heller als jedes Licht, doch innerlicher als jeder geheime Raum des Herzens, beschlossen, meine dichte Finsternis zu erhellen. Verführerisch sanft begannst du damit, die Verwirrung zu beruhigen, die du einen Monat zuvor in meinem Herzen erregt hattest. Mit dieser Erschütterung wolltest du meiner Meinung nach den Turm meiner Eitelkeit und äußeren Perfektion niederreißen, zu dem mein Stolz angewachsen war, obwohl ich – welche Schande – nutzlos den Namen und das Kleid einer Ordensfrau trug. Du wolltest wenigstens auf diese Weise einen Weg finden, um mir dein Heil zu zeigen.“¹

Interessant ist, dass Gertrud vom „Turm der äußeren Perfektion“ spricht. Offenbar war sie eine untadelige Ordensfrau, der man nichts nachsagen konnte. Und da sie ihr Inneres noch gar nicht entdeckt hatte, musste sich ihr guter Wille wohl oder übel am Äußeren abarbeiten. Erst durch die Krise wurde ihr klar, wie nackt und bloß, und – wahrscheinlich mehr noch – wie allein sie trotz aller Regeltreue war.

Was können wir davon für unser Leben mitnehmen?

Ich möchte es so formulieren: Wir können und brauchen unser Heil nicht selber zu schaffen, es wird uns völlig unverdient von Gott in seiner Güte (pietas) angeboten und geschenkt. Er stülpt es uns aber nicht einfach über, sondern wartet darauf, dass wir uns danach sehnen und dafür öffnen. Genau das wirkt er oft in einer Krise, die uns hilfsbedürftig und demütig macht.

2.2 Erfahrung von Begegnung und Erlösung

Diese Heilsbedürftigkeit war der Anknüpfungspunkt für die erste Christusvision der Heiligen. Sie beschreibt den Herrn als einen sympathischen jungen Mann, der ihr das Heil verspricht und sie anschließend mit einem einzigen Handgriff über eine hohe Hecke hebt, die sie nie allein hätte überwinden können, und an seine Seite stellt. Sie schreibt darüber:

„Als er das sagte, kam es mir vor, ich wäre im Chor, obwohl ich wusste, dass ich dem Leib nach am besagten Ort stand, – und zwar in dem Winkel, wo ich gewöhnlich meine lauen Gebete verrichtete, und hörte dort folgende Worte: „Ich werde dich retten und befreien, *fürchte dich nicht!*“² Als ich das hörte, sah ich seine zarte und feine Rechte, die meine Rechte hielt, als wollte er diese Worte durch ein Versprechen bekräftigen, und er fügte hinzu: „Mit meinen Feinden hast du Staub geschleckt³ und Honig unter Dornen geleck.kehr endlich zu mir zurück, und ich werde dich berauschen mit dem Sturzbach meiner göttlichen Wonnen!“⁴ Als er das sagte, erblickte ich zwischen mir und ihm – zu seiner Rechten und meiner Linken – einen so unendlich langen Zaun, dass sein Ende weder vor mir noch hinter meinem Rücken zu sehen war. Oben schien mir der Zaun mit eine Menge scharfer Stacheln versehen, sodass ich nirgends hinüber konnte, um zu dem

jungen Mann zurückzukehren, von dem ich gesprochen hatte. Und als ich zögernd, von Sehnsucht brennend und gleichsam verschmachtet davor stand, ergriff er mich plötzlich ohne jede Schwierigkeit, hob mich empor und stellte mich neben sich.“⁴⁵

Hier stoßen wir auf einen weiteren Grundsatz des geistlichen Lebens: Wenn die Stunde dafür gekommen ist, kann Gott in unser Leben eingreifen und in einem einzigen Augenblick etwas schenken und wirken, was wir nie selbst hätten schaffen können. Seine erlösende Liebe ist im geistlichen Leben immer etwas, was uns zuvorkommt, überrascht und beschenkt und dadurch zur Antwort der Liebe, des Dankes und des Lobpreises befähigt.

Gerade das Letzte bezeugt Gertrud sehr deutlich: Die Wurzel ihres geistlichen Strebens ist dankbare Liebe. Sie hat die Begegnung mit Gott als etwas erfahren, was völlig unverdient war und was sie von sich aus nie hätte erreichen können.

Betonen möchte ich hier auch, dass diese Erfahrung der Erlösung eine persönliche Begegnung mit Jesus Christus ist und das Heil sich in einer persönlichen Liebesbeziehung vollzieht. Wir wissen, dass eine solche Beziehung der tiefsten Sehnsucht des Menschen entspricht. Eine personale Beziehung ist nicht – wie in den östlichen Religionen – etwas, was überwunden werden muss, um zur Vollendung zu kommen, nein, für uns Christen vollzieht sich die Vollendung gerade in ihr und integriert somit alle existentiellen Kräfte unseres Menschseins!

2.3 Entdeckung und Erschließung des Innenraumes

Die erste Vision, die Gertrud so überraschend geschenkt wurde, regt zum Nachdenken darüber an, wie wir uns diese Begegnung vorzustellen haben. Kam Jesus einfach so zur Türe herein in den Schlafsaal, und richtete er ihre

Aufmerksamkeit bei der Begegnung somit nach außen, wie es bei normalen menschlichen Kontakten geschieht? Wenn man den Bericht der Seherin genau ansieht, merkt man, dass dem nicht so ist. Es fällt auf, dass sich mitten in der Begegnung die Kulisse ändert. Gertrud fühlt sich auf einmal nicht mehr im Schlafsaal, sondern an ihrem Gebetsplatz im Chor, dann taucht die Hecke auf, über die sie Christus hinweghebt. Man sieht, dass es hier um innere Bilder und ein inneres Sehen geht, dass nicht die leiblichen Augen, sondern die Augen des Herzens in einer geschenkten außergewöhnlich dichten und anschaulichen „Kontemplation“ ihre Aufmerksamkeit auf den Innenraum des Herzens richteten. Dem entspricht auch die Weiterführung des Textes, denn Gertrud beginnt das folgende Kapitel mit der Feststellung:

„Sei begrüßt, mein Heil und Licht meiner Seele⁶! Alles, was in der Weite des Himmels, im Umkreis der Erde⁷ und in der Tiefe des Abgrunds beschlossen ist, sage dir Dank für die ungewöhnliche Gnade, in die du meine Seele eingeführt hast, nämlich das Innere meines Herzens kennen und beachten zu lernen!“⁸

Wie ging das vor sich? Gertrud erfuhr dieses Nach-Innen-Geführtwerden nicht als Leistung, auch nicht als Frucht ihrer Meditation, oder Versenkung, sondern eben als unverdiente Gnade. Doch so existentiell wichtig die Erfahrung des Beschenktwerdens ist, so bedeutsam ist es jedoch auch, dass beim erwachsenen Menschen seine Offenheit, sein Glaube und seine Mitwirkung gefragt sind.⁹ Das ist ein weiterer Grundsatz des geistlichen Lebens. Auch Gertrud musste dies lernen.

Wie aber vollzieht sich diese Mitwirkung? Hier stehen wir an einem Scheidepunkt, denn hier kommt es auf jeden ganz persönlich an, es hängt auch von ihm ab, ob Gott ihm diese

mystische Gnade verleihen kann oder nicht. Gertrud wird bewusst:

„... Ich sage dir Dank für die ungewöhnliche Gnade, in die du meine Seele eingeführt hast, nämlich das Innere meines Herzens kennen und beachten zu lernen. Vorher hatte ich mich so wenig darum gekümmert wie um das Innere meiner Füße, wenn man so sagen darf. Mochte ich nämlich im Geist umherschweifen und mich noch so viel mit Zweifelhaftem vergnügen, wenn ich dann nach Stunden, oder – leider – nach Tagen, oder – o weh! – ich fürchte, sogar nach Wochen in mein Herz zurückkehrte, so habe ich dich immer sogleich angetroffen. Ich könnte niemals klagen, dass du dich mir auch nur einen Augenblick lang von der genannten Stunde bis in die Gegenwart entzogen hast, wo jetzt schon das neunte Jahr wiederkehrt, mit Ausnahme von einmal elf Tagen vor dem Fest des heiligen Johannes des Täuflers. Das geschah wegen einer weltlichen Unterhaltung, wie mir schien, an einem Donnerstag, und es dauerte bis zum Montag, auf den damals die Vigil des heiligen Johannes des Täuflers fiel, bei der Messe *Ne timeas Zacharia* usw. Deine berührende Demut und wunderbare Freundlichkeit als Ausdruck deiner wunderbaren Liebe sahen mich in einem Zustand so verlorenen Wahnsinns, dass ich überhaupt nicht darauf achtete, welchen Schatz ich verloren hatte! Ich erinnere mich nämlich nicht, deswegen traurig gewesen zu sein oder ihn auch nur mit geringer Sehnsucht zurückgewünscht zu haben, sodass ich heute staune, welcher Wahnwitz meinen Geist erfasst hatte. Außer du wolltest mich vielleicht selbst erfahren lassen, was der selige Bernhard sagt: Wenn wir fliehen, verfolgst du uns, wir zeigen dir den Rücken, und du kommst uns wiederum von vorne entgegen, du flehst, aber du wirst verachtet. Und doch kann dich keine Beschämung, keine Verachtung davon

abhalten, unermüdlich danach zu streben, uns zu jener Freude zu führen, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und die keinem Menschen in den Sinn gekommen ist. Und wie du mir zu Beginn ohne mein Verdienst, so hast du mir, die ich Schlimmeres als das Gegenteil verdient hätte, da der Rückfall schlimmer ist als der Fall, die Freude an deiner heilbringenden Gegenwart zurückgegeben, die bis zum heutigen Tag andauert. Dafür sei dir Lob und jene Danksagung dargebracht, die aus der ungeschaffenen Liebe beglückend hervorströmt und unbegreiflich für jede Kreatur in dich selbst zurückströmt.“¹⁰

Im Lauf der Jahre machte Gertrud in diesem Bereich viele weitere Erfahrungen, die dann im dritten Buch zu einer – bis heute geltenden allgemeinen Regel ausgebaut werden:

„Einmal dachte Gertrud darüber nach, warum die einen im Dienste Gottes in einer solchen Ergriffenheit schwelgen konnten, während die anderen ganz trocken blieben. Da empfing sie von Gott folgende Einsicht: „Das Herz wurde von Gott dazu geschaffen, um Freude zu fassen, wie ein Gefäß das Wasser fasst. Wenn aber das Gefäß mit Wasser dieses durch kleine Löcher ausfließen lässt, könnte sich das Gefäß schließlich so leeren, dass es ganz trocken zurückbliebe. So fasst das Menschenherz die Freude. Wenn es diese durch die Sinne des Körpers ausströmen lässt, zum Beispiel beim Sehen und Hören, oder auch durch die anderen Sinne, indem es tut, was ihm gerade Spaß macht, kann das Herz so viel ausfließen lassen, dass es leer an der Freude in Gott zurückbleibt. Das kann jeder bei sich selbst erfahren. Wenn er etwas sehen oder ein Wort sagen möchte, das nur geringen oder gar keinen Nutzen bringt, und es auch gleich tut, dann macht es ihm nichts aus, dass die Freude wie Wasser abfließt. Wenn er sich aber vornimmt, sich im Blick auf Gott

zu beherrschen, dann steigt die Freude in seinem Herzen so sehr, dass er sie kaum zügeln kann. Wenn der Mensch also gelernt sich, sich bei derlei Dingen zu beherrschen, so beginnt er, seine Freude in Gott zu haben. Und je größer die Mühe ist, die er dabei aufgewendet hat, desto fruchtbarer beginnt er sich in Gott zu freuen.“¹¹

Doch wie macht man das, ins eigene Innere zurückzukehren? Ich weiß aus eigener Erfahrung und aus der geistlichen Begleitung anderer, dass hier ein springender Punkt ist. Es klingt so einfach, fordert aber bewusstes Bemühen und langjährige zielstrebige Übung. Gertrud gibt uns Hilfen dafür in einem Gebet, das sich im folgenden Kapitel findet:

„Vollende mich ... ganz in der Vereinigung mit dir und locke mich in meinem Innersten zu dir hin! Wenn immer es nützlich ist, dass ich mich äußeren Werken hingebe, so lass mich nur teilweise von ihnen in Anspruch genommen werden. Sobald ich sie aber zu deinem Lob auf bestmögliche Weise vollendet habe, möchte ich sofort ganz und gar ins Innerste zu dir zurückeilen, wie ein Wasserstrahl nach Entfernung eines Hindernisses in die Tiefe zurück eilt.“¹²

Ich glaube, dass man die Bedeutung dieses Abschnittes kaum überschätzen kann. Nach den Worten Gertruds ist die Rückkehr ins eigene Innere mit einer Versenkung verbunden. Das ist mit den Wassern gemeint, die in die Tiefe stürzen. Unsere Aufmerksamkeit muss sich also zunächst nach innen richten, indem wir unseren Körper und seine Glieder bewusst spüren, um dann zuletzt zu der inneren Mitte zu gelangen, die ihren körperlichen Bezugspunkt im physikalischen Schwerpunkt des Körpers hat (etwa eine Handbreit unterhalb des Nabels). Wer in der Meditation geübt ist, kann diesen Punkt bekanntlich wahrnehmen.¹³ Warum ist diese Versenkung für Gertrud so ersehenswert, dass sie so

oft und so schnell wie möglich dorthin zurückkehren will? Weil sie dort den gefunden hat, der stets in ihr wohnt und voll Sehnsucht darauf wartet, ihr dort in der inneren Tiefe zu begegnen und sich ihr zu schenken. Welch eine Verheißung – auch für uns!

Ich habe all das deshalb so genau beschrieben, weil ich aus eigener Erfahrung weiß, wie hilfreich es ist, die Schritte, die Gertrud nur andeutet, genauer erklärt zu bekommen. Wer ähnliche Erfahrungen schon machen durfte, weiß sofort, was sie meint. Wer aber einen solchen Weg gehen möchte, ohne ihn noch zu kennen, für den sind bloße Andeutungen zu wenig. Ich bin mir dabei durchaus bewusst, dass die Begegnung mit Gott im Innersten der Seele eine unverdiente und unverdienbare Gnade ist – die einem wie Gertrud nur geschenkt werden kann. Mit menschlichem Bemühen allein wird man sie niemals erzwingen können. Aber genau das ist Teil der Sendung Gertruds: allen Getauften bewusst zu machen, dass sie schon allein durch die Taufe in die Lebensgemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott aufgenommen sind und dass sie damit die ontologische Grundlage dieses Geschenkes durch die heiligmachende Gnade schon empfangen haben. Die Voraussetzungen sind also da, auf denen Gott mit seiner Führung aufbauen kann – und bei allen Menschen aufbauen möchte, bei einem jedem in dem Maß und in der Form, die ihm entspricht. Noch viel mehr als der Mensch sehnt sich Gott selbst danach, dass wir sein Liebesangebot annehmen. – Darauf aufmerksam zu machen ist Teil der Sendung der heiligen Gertrud!

Aus der Begegnung mit Gott im Innersten der Seele soll eine ständige Verbundenheit mit ihm im Heiligen Geist herauswachsen, die einerseits die tiefe Sehnsucht der menschlichen Seele nach dem Gesehen- und Geliebtwerden

stillt und ihr andererseits die Möglichkeit gibt, selbst in froher Hingabe mehr und mehr die Antwort der Liebe zu geben. So wird das ganze Leben von Gott im Heiligen Geist durchdrungen und verwandelt.

Die Erfahrung, dass die Versenkung und Sammlung in der inneren Mitte den Menschen zu sich selbst und zu den Wurzeln seines Daseins führt, mag Gertrud mit suchenden Menschen aller Religionen teilen, doch führte sie die innere Gnade so weiter, wie es der christlichen Offenbarung entspricht: Ziel der Sammlung ist bei ihr nicht die Erfahrung der Alleinheit mit Natur und Weltall, sondern – wie schon angeklungen – der personale Austausch und die liebende Begegnung. Deshalb folgt bei Gertrud der nächste Schritt im geistlichen Leben.

2.4 Ausbau der persönlichen Liebesbeziehung zu Christus

Dabei wird Gertrud durch besondere außergewöhnliche und ausdrucksstarke mystische Gnaden beschenkt, die sehr symbolträchtig sind: Christus wird zweimal als der Freund bezeichnet, nach dessen Nähe sie sich als junge Frau sehnt. So lernt sie in ihrer Beziehung zu ihm nicht nur ihre geistliche Sehnsucht, sondern auch ihre natürlichen Liebeskräfte in ihre Gottesbeziehung zu integrieren.

Die erstmalige Erfahrung der ständigen Vereinigung mit ihm beschreibt sie so:

„An einem gewissen Tag zwischen Ostern und Himmelfahrt betrat ich vor der Prim den Klosterhof und setzte mich bei einem Teich nieder. Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Schönheit jenes Ortes, der mir wegen der Klarheit des vorbeifließenden Wassers, des Grüns der rundum stehenden Bäume und der Freiheit der umherfliegenden Vögel, besonders der Tauben, gefiel, vor allem aber durch

die verborgene Ruhe meines versteckten Sitzplatzes. Ich begann im Geist zu überlegen, was ich mir noch dazu wünschen wollte, um die Freude meines Sitzes vollkommen erscheinen zu lassen. Und ich wünschte mir die Anwesenheit eines vertrauten, liebenden, umgänglichen und geselligen Freundes, der mich in meiner Einsamkeit erfreuen könnte. Und da hast du, Ursprung unsäglicher Freuden, mein Gott, der du hoffentlich schon den Anfang dieser Meditation zuvorkommend eingegeben und auch ihr Ende zu dir hingelenkt hast, mir Folgendes eingegeben: Würde ich deine einströmenden Gnaden durch eine stete dir geschuldete Dankbarkeit zu dir zurückfließen lassen wie das Wasser und überdies im Eifer für die Tugend wachsen wie die Bäume und durch das Grün guter Werke blühen, würde ich auf das Irdische herabschauen und in freiem Flug zum Himmel streben wie die Tauben, würde ich mit diesen körperlichen Sinnen fern von äußerem Lärm mit ganzer Seele frei sein für dich, so würde dir mein Herz eine Wohnung bereiten, die dir lieber ist als alle Schönheit.

Mit diesen Dingen beschäftigte sich an diesem Tag mein Gedächtnis, und als ich am Abend vor dem Schlafengehen mich kniend dem Gebet widmete, kam mir plötzlich jene Stelle des Evangeliums ins Gedächtnis: „*Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten. Mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen.*“ (Joh 14,23) Dabei spürte mein Herz aus Lehm, dass du angekommen und in ihm gegenwärtig warst.¹⁴

Die Gnade einer solchen Schlüsselstunde will im täglichen Alltag eingeholt und eingeübt werden. Das gilt für Gertrud ebenso wie für uns. Auch hier erfährt sie die Hilfe des Erlösers: Er begleitet sie in Geduld, weist sie zurecht, doch mit solcher Geduld und Güte, dass ihr diese Erfahrung mehr hilft als die

verdiente Strenge. Sehr oft empfängt sie besondere Gnaden beim Empfang der Eucharistie. Schließlich drückt er ihr bei Gertrud – unsichtbar – seine Wundmale ein und durchbohrt sie mit dem Pfeil der Liebe.

Es ist bezeichnend, in welcher Situation Gertrud mit der Gnade der Stigmata beschenkt wird: Nicht bei der Feier der Eucharistie, nicht während der Stunden des persönlichen oder gemeinsamen Gebets, sondern während des Abendessens im Refektorium!¹⁵ In dieser schlichten Bemerkung leuchtet auf, wie sehr das Leben in Gottes Gegenwart für Gertrud bereits Wirklichkeit geworden ist.

Auch die Besonderheit dieser Gnade verdient Beachtung. Die Mystik Gertruds bleibt stets im Evangelium verwurzelt, und der Herr, der sich ihr innerlich zu erkennen gibt, ist identisch mit dem Sohn Gottes, der für uns Mensch geworden ist, uns in seinem Leiden und Sterben seine Liebe gezeigt hat, für uns auferstanden und in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist. Als solcher zeigt er sich ihr schon in der ersten Vision, die nun durch die Wundmale und die oftmalige Meditation über das Leiden Christi vertieft wird.

Es fällt auf, dass gerade die beiden vorhin genannten außergewöhnlichen Gnaden – die Einprägung der Wundmale und der Liebspfeil – nicht einfach vom Himmel fallen, sondern von Gertrud durch Sehnsucht und Gebet – eigenes und fremdes – vorbereitet werden. Sie werden der Heiligen nicht übergestülpt, sondern sie macht einen inneren Weg der Vorbereitung, um für sie aufnahmebereit zu werden. Dabei weiß sie im Voraus natürlich nicht, ob und auf welche Weise Gott auf ihr Beten – mit sehr bildhaften Worten aus einem Gebetbuch – antworten wird, aber sie öffnet sich für ihn, gibt sich in seine Hand und wartet, ob und wann von ihm Antwort kommt.

Mir scheint bemerkenswert, wie einfach und nüchtern Christus den Empfang des Liebespfeiles kommentiert:

„Hier sollen sich alle deine aufwallenden Gefühle sammeln, zum Beispiel alles, was du an Entzücken, Hoffnung, Freude, Schmerz, Furcht und sonstigen Gefühlen empfindest, und in meiner Liebe ihren Halt finden.“¹⁶

Die Wirkung des Liebespfeils zeigt sich also nicht in besonderen Ekstasen, sondern in der Bewältigung des Alltags und seinem Wechselbad der Gefühle, die alle durch die Liebe des Heiligen Geistes zusammengehalten und geeint werden sollen zu einem Ganzen, einer Antwort, die das ganze Leben durchdringt und verwandelt.

Wenn man anschließend die Überschriften im 2. Buch der Botschaft von Gottes Güte durchsieht, so wird klar, dass die folgenden Jahre geprägt sind von einer ständig sich vertiefenden Liebesvereinigung mit Christus. Der Höhepunkt wird im 21. Kapitel erreicht. Da wird Gertrud ganz durchformt durch Christus! Er durchstrahlt und verklärt sie im wahrsten Sinn des Wortes, sodass sie kaum mehr fähig ist zum Weiterleben. Den Abschluss ihres irdischen mystischen Lebens empfängt sie dann im 22. Kapitel – und dieser ist geheim!

Auch das ist eine wichtige Botschaft: Gertrud wehrt sich zeit ihres Lebens immer wieder dagegen, ihre inneren Erfahrungen der Öffentlichkeit preiszugeben. Sie hatte eine natürliche Keuschheit und Bescheidenheit, die sich nur durch den ausdrücklichen Befehl Christi, alles aufzuzeichnen, zum Schreiben bewegen ließ. Und es scheinen die schwersten Kämpfe der Heiligen gewesen zu sein, immer neu ihr Ja zur Veröffentlichung zu geben. Gertrud motivierte sich selbst dadurch, dass sie durch ihre Schriften angeblich anderen nützen und so die Ehre und den Ruhm Gottes vermehren könnte. Das

teilte ihr Christus auch regelmäßig mit, wenn sie ihre Bedenken und ihren Widerstand geltend machte. Und doch waren die mystischen Gnaden zuerst für sie selbst bestimmt, drückten die ungeschuldete und sich verströmende Liebe Gottes aus und luden zur ebenso freien und sich verschenkenden Antwort ein. Das drückt nichts so deutlich aus wie diese einzige geheime Gnade, die nur ihr persönlich galt.

Erwähnen möchte ich noch, dass Gertruds Mystik stets trinitarisch ausgerichtet war. Stets ging es bei ihr um die Teilnahme am Leben der „seligen und stets ruhigen Dreifaltigkeit“, denn sie wandte sich stets in Vereinigung mit dem Sohn im Heiligen Geist dem Vater zu.

2.5 Ein grobes Zeitraster

Wie lange dauerte diese Entfaltung des mystischen Lebens der Heiligen? Wenn man die Zeitangaben im zweiten Buch der Botschaft von Gottes Güte ernst nimmt, so merkt man, dass es ein stetes Voranschreiten gab, jedoch unterbrochen von mehreren Pausen zur Verarbeitung und zur Vorbereitung auf neue Gnaden. Insgesamt kann man wohl mit einer Zeitspanne von wenigstens zehn Jahren rechnen. Anschließend hörte Gertrud mit dem Schreiben auf, erlaubte aber einer vertrauten Mitschwester, ihre Erzählungen aufzuzeichnen, und gab selbst die Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Angaben.

Diese schreibt:

„In großer Demut und zugleich unter dem drängenden Zwang des göttlichen Willens berichtete Gertrud das Folgende einer gewissen Person. Sie hatte dabei folgende Absicht: Sie kam sich selbst unwürdig vor, weil ihre Dankbarkeit in keiner Weise ausreichen konnte, um auf die Größe der göttlichen Gaben zu antworten. Wenn sie diese aber einer anderen enthüllte, freute sich diese zum Lobe Gottes mit. Denn es kam ihr vor, als wäre ein Edelstein aus dem dunklen Schlamm

herausgezogen und inmitten leuchtenden Goldes eingesetzt worden. Dann schrieb diese (andere Schwester) im Auftrag ihrer Vorgesetzten das Folgende nieder.⁶¹⁷

Frucht der mystischen Gnaden war bei Gertrud eine überströmende Dankbarkeit, von der auch dieser Text spricht, und eine tiefe Demut, da ihr die außergewöhnlichen Gotteserfahrungen ihre eigene geschöpfliche Kleinheit und Unwürdigkeit überdeutlich zu Bewusstsein brachten.

2.6 Auftrag und Sendung nach außen

Im autobiographischen zweiten Buch der Botschaft von Gottes Güte tritt ab dem 20. Kapitel ein neues Thema hervor. Gertrud erhält den Auftrag, ihre Erfahrungen an Mitschwestern und Hilfesuchende weiterzugeben in einem Dienst des fürbittenden Gebetes, des Beratens und des Tröstens. Gertrud schreckte zuerst davor zurück, dass sie die Zusicherung erhielt, sie dürfe im Namen Jesu selber sprechen, und er selber übernehme die Verantwortung für die Verwirklichung ihrer Zusagen. Eine solche Zusicherung ist ganz ungewöhnlich für eine Nonne des 13. Jahrhunderts, sie wurde aber auch später niemals in Frage gestellt.

3. Weitere mystische Gnaden im Leben der Heiligen

Wie hat sich das geistliche Leben Gertruds weiter entwickelt, nachdem sie alle diese Gaben empfangen hatte? Wir lesen mit Staunen, dass es nicht immer ungewöhnlicher und auffallender, sondern immer schlichter und gewöhnlicher wurde:

„Bisweilen empfing Gertrud eine Zeit lang keinen Besuch des Herrn und wurde dadurch dennoch nicht beunruhigt. Bei einer günstigen Gelegenheit befragte sie den Herrn, was

das zu bedeuten habe. Der Herr antwortete ihr: „Allzu große Nähe hindert Freunde manchmal daran, sich gegenseitig deutlich wahrzunehmen. Wenn einer beispielsweise einen anderen an sich drückt, wie man es gewöhnlich bei einer Umarmung oder einem Kuss tut, so ist in dieser Zeit die Freude des Anschauens behindert.“ Durch diese Worte erkannte sie, dass der zeitweilige Entzug der Gnade das Verdienst vervielfacht, wenn der Mensch nur durch den Entzug der Gnade keineswegs träger handelt, auch wenn sein Tun beschwerlich ist.

Als sie daher im Herzen erwog, wie anders sie der Herr jetzt in seiner Gnade besuchte als in vergangener Zeit, fügte der Herr hinzu: „Zuerst habe ich dich sehr oft durch Antworten unterrichtet, durch die du anderen kundtun konntest, was mir gefällt. Wenn ich dich nun aber im Gebet nur im Geist meine Eingebung spüren lasse, die sich bisweilen in deinem Empfinden nur sehr schwer durch Worte ausdrücken ließe, so sammle ich wie in meiner Schatzkiste die Reichtümer meiner Gnade. Ich beabsichtige damit, dass jeder bei dir finden kann, was er sucht wie bei einer Braut, die alle Geheimnisse ihres Bräutigams kennt und aus der langen Wohngemeinschaft mit dem Bräutigam bei allem, was zu tun ist, den Willen des Bräutigams zu erfahren weiß. Dennoch würde es unpassend sein, wenn sie die Geheimnisse des Bräutigams enthüllte. Denn die Gunst gegenseitiger Vertraulichkeit ist nur für sie bestimmt.

Das erfuhr sie auch ein wenig bei sich selbst, als sie beim Gebet in irgendeinem Anliegen, das ihr empfohlen worden war, bewusst keine Antwort des Herrn mehr zu empfangen suchte, wie sie es in früheren Zeiten getan hatte. Es genügte ihr dagegen vollauf, wenn sie die Gnade spürte, in irgendeinem Anliegen zu beten. Denn sie empfand das wegen

der Sicherheit der göttlichen Eingebung für ebenso echt wie früher eine Antwort Gottes. Wenn jemand bei ihr einen Rat oder Trost suchte, so fühlte sie ebenso augenblicklich, wie ihr die Gnade, mit solcher Zuversicht antworten zu können, in diesem Moment eingegossen wurde, dass sie es zur Bekräftigung der Wahrheit ihrer Worte sorglos gewagt hätte, den Tod zu erleiden – und das auch dann, wenn ihr vorher nichts davon schriftlich, mündlich oder gedanklich bekannt war. Wenn sie aber in einem Anliegen betete, in dem ihr der Herr nichts geoffenbart hatte, so freute sie sich darüber sehr, dass die göttliche Weisheit so unergründlich und untrennbar mit seiner wohlwollenden Liebe verbunden ist, dass es am sichersten ist, ihr alles zu überlassen. Das gefiel ihr dann nämlich mehr, als wenn sie alles Verborgene der Geheimnisse Gottes ergründen könnte.“¹⁸

An Gertruds Beispiel wird sehr deutlich, dass außerordentliche mystische Gnaden nicht eine Belohnung, ein „Zuckerl“ für besondere Leistungen und besonderes „Bravsein“, sondern unverdiente Geschenke Gottes sind. Er schenkt sie als Mittel zum Aufrütteln oder als Ermutigung auf dem geistlichen Weg. Wenn sie ihren Zweck erfüllt haben, verschwinden sie. Der Mensch wird nämlich bei einem Leben im reinen Glauben mehr in der Selbstlosigkeit, Treue und Beharrlichkeit gefordert und somit gefördert.

Die geistliche Freude entzündet sich dann beim reifen Christen nicht mehr an angenehmen Gefühlen, sondern an der Gegenwart des Herrn selbst, die ihm so wichtig wird, dass sein Dasein allein ihn beglückt, und die Vereinigung mit ihm, der er im Innersten seiner Seele inne wird, ihn selig macht. Da braucht Gott gar nichts mehr dazu zu tun! Jeder Verliebte kennt diese Erfahrung, dass schon die Anwesenheit des Geliebten genügt, um glücklich zu sein, wenn auch die

Verliebtheit erst ein noch sehr ichbezogener und schwacher Abglanz der reifen Freude Christi ist, die einem niemand mehr nehmen kann!

Das lässt sich als Grundsatz so formulieren: Ziel des mystischen Lebens ist die Vereinigung mit dem Vater durch Christus im Heiligen Geist, und diese Vereinigung geschieht im Glauben und in der Liebe. Außergewöhnliche mystische Hilfen können wegfallen, wenn der Mensch im Heiligen Geist selbst so stark geworden ist, dass die Sehnsucht nach Gott allein stark genug ist, um ihn zur ständigen Hingabe seines Herzens an ihn zu motivieren und so zur Vereinigung zu ziehen.

4. Verheißungen

Wir haben jetzt einige grundlegende geistliche Erfahrungen der hl. Gertrud von Helfta gehört und meditiert. Ich hoffe, dass es mir gelungen ist, Ihnen zu zeigen, dass sie auch heute wegweisend sein können für das geistliche Leben.

Das bestätigt auch Christus selbst, indem er Gertrud den Auftrag gibt, ihre Erfahrungen aufzuschreiben, um dadurch viele Menschen reich zu beschenken. Er selbst hat nach den Worten der Botschaft von Gottes Güte die Aufzeichnungen bestätigt und mit folgenden Verheißungen verknüpft:

„Wenn jemand mit Hingabe und im Streben nach geistlichem Fortschritt in diesem Buch lesen möchte, werde ich ihn so an mich ziehen, dass er sozusagen an meiner Hand darin liest. Ich werde ihn selbst als Gefährte bei diesem Werk begleiten ... Darüber hinaus werde ich ihm den Atem meiner Gottheit einhauchen, sodass er in seinem Inneren durch meinen Geist erneuert wird.“¹⁹

In unserer Kirche sind die Verheißungen, die an die hl.

Margareta Maria Alacoque ergangen sind, weithin bekannt, und sie haben das geistliche Leben durch Jahrhunderte befruchtet. Ähnlich ist es in der Gegenwart mit der hl. Faustina und ihrer Botschaft vom barmherzigen Jesus. Hingegen ist die hl. Gertrud von Helfta mit ihrer Botschaft und den damit verbundenen Verheißungen ziemlich in Vergessenheit geraten. Dabei haben alle drei einen ähnlichen Auftrag bekommen. Immer geht es darum, Gottes Erbarmen in Jesus Christus ins Licht zu stellen, damit sich seine Erlösung in der Welt segensreicher auswirken kann.

So wünsche ich Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer, dass sich in ihrem Leben die Zusagen erfüllen, die uns Gertrud im Namen Jesu vorlegt. Möge Ihnen die hl. Gertrud die Große von Helfta auf Ihrem persönlichen geistlichen Weg Lehrerin, Vorbild, Helferin und Fürbitterin sein, ja mehr noch: eine Freundin, mit der Sie gemeinsam Gott entgegengehen, um seine Nähe im Innersten der Seele zu erfahren und anzunehmen, sodass sich nach dem Wunsch der Heiligen der Dank vervielfältigen möge zum Lobpreis des dreifaltigen Gottes und seiner immerwährenden Güte, deren Botschafterin sie sein durfte.

Anmerkungen

- ¹ Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte (Band 1) II,1,1 – Heiligenkreuz 2013.
- ² Vgl. die häufige Aufforderung in der Bibel: „Noli(te) timere“ – „Fürchte dich (fürchtet euch) nicht“ in Jer 1,8 , Lk 1,30; 2,10 und Hunderten anderer Stellen.
- ³ Ps 71,9.
- ⁴ Ps 35,9.
- ⁵ Gertrud von Helfta, A.a.O. II,1,2.
- ⁶ Ps 26,1.
- ⁷ Esther 13,10.

- ⁸ Gertrud von Helfta, A.a.O. II,2,1.
- ⁹ Vgl. die vielen Stellen in der Bibel, wo es heißt: Dein Glaube hat dir geholfen! (Mt 9,22; Mk 5,34, Lk 7,50 u.a.)
- ¹⁰ Gertrud von Helfta, A.a.O. II,2.
- ¹¹ Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte, (Band 2), III,30,36 – Heiligenkreuz 2014.
- ¹² Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte (Band 1), II, 3,4.
- ¹³ Vgl. dazu K. Tilmann, Die Führung zur Meditation, Zürich, Einsiedeln, Köln 1972², 257ff.
- ¹⁴ Gertrud von Helfta, A.a.O. II,3.1-2.
- ¹⁵ Ebd. II,4,2.
- ¹⁶ Ebd. II,5,2.
- ¹⁷ Vgl. Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte (Band 2), Prolog zum 3. Buch.
- ¹⁸ Gertrud von Helfta, Botschaft von Gottes Güte (Band 1), I,17.
- ¹⁹ Ebd. Prolog 2; ähnlich II,24,1-2.

Das Antlitz Gottes im Antlitz der katholischen Kirche

Winfried Abel

Zum Paschafest kamen viele Pilger aus aller Welt nach Jerusalem, so berichtet Johannes. *„Auch einige Griechen waren anwesend – sie gehörten zu den Pilgern, die beim Fest Gott anbeten wollten. Sie traten an Philippus heran, der aus Betsaida in Galiläa stammte, und sagten zu ihm: Herr (...), wir möchten Jesus sehen. Philippus ging und sagte es Andreas; Andreas und Philippus gingen und sagten es Jesus. Jesus aber antwortete ihnen: Die Stunde ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht wird. Amen, Amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,20-24).*

Die Neugier – das Staunen – ist also nicht nur der Anfang der Philosophie, wie die griechischen Philosophen Aristoteles und Platon feststellen, sondern auch der Anfang des Glaubens. Das gilt auch für die im Johannes-Evangelium erwähnten Griechen. Sie sprechen Philippus mit „Kyrios“ an. Nichts ahnend richten sie diese Anrede bereits an den, der sich in jedem Gläubigen als lebendig erweist: den „Kyrios“ Christus.

Die Antwort Jesu geht scheinbar an der Frage der Griechen vorbei. Was hat der Wunsch, Jesus sehen zu wollen, mit dem sterbenden Weizenkorn zu tun? Und doch findet sich in den

Worten Jesu die exakte Antwort auf ihr Begehren: wer ihn sehen und seine Sendung begreifen will, kann ihn nur als das „sterbende Weizenkorn“, als den Gekreuzigten, begreifen. Ähnlich hat Jesus auf das Messiasbekenntnis des Petrus (Mt 16,16) geantwortet und sein Messiasstum näher erklärt: „... nach Jerusalem gehen und viel leiden müssen ..., getötet werden und am dritten Tage auferstehen“ (Mt 16,21).

Es fällt auf, dass die Lehre Christi eine „Anschauung“ ist. Immer wenn er die drei Jünger Petrus, Johannes und Jakobus etwas lehren will, nimmt er sie beiseite (Auferweckung der Tochter des Jairus, Berg der Verklärung, Ölberg); sie sollen lediglich Zuschauer sein, um später sagen zu können: „Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens“ (1Joh 1,1).

Die Offenbarung Gottes geschieht also nicht durch Buchstaben oder Philosophien, sondern in der Form der Inkarnation: Gott wird sinnhaft erfahrbar. Das Christentum ist keine Buchreligion sondern der Glaube an „Christus im Fleische“, ein beständiges Hier und Heute, verbürgt durch die sichtbare Kirche. Zugleich stellt das Christentum ein dauerndes Pfingstereignis dar. Die „summa theologica“ des Christentums ist das Kreuz, das wichtigste Objekt der Anschauung: „So sehr hat Gott die Welt geliebt ...“!

Die Legende weiß zu berichten, dass ein Mitbruder den großen mittelalterlichen Theologen Bonaventura (+1274) fragte: „Bruder Bonaventura, Du schreibst so wunderbarerleuchtete, göttliche Werke. Du musst eine große Bibliothek haben. Darf ich diese einmal sehen?“ Darauf führte der bescheidene Franziskaner-Gelehrte den neugierigen Bruder in seine Zelle und deutete auf das Kreuz an der Wand, vor dem

ein schlichter Betstuhl stand: „Das ist meine Bibliothek und auf dieser Bank studiere ich“, war sein kurzer Kommentar.

Schon im 5. Jahrhundert hat der Kirchenvater Augustinus immer wieder betont: Die christliche Lehre ist nur dann authentisch, wenn sie auch eine „vetula“, eine alte Frau, verstehen kann! Er wollte damit sagen: Das Christentum ist eine „anschauliche“ Religion für alle Menschen, für Niedrige und Hohe, besonders für die Armen, – ja mehr für sie, als für die Intellektuellen!

Jesus ist „in Person“ das liebende Antlitz des Vaters: In IHM schaut Gott uns an und offenbart sich als der Liebende, als der Barmherzige! Damit rückt Christus die einseitige Sicht alttestamentlicher Gottesvorstellungen zurecht! Wenn ER die Menschen anschaut, dann begegnen diese in seinem Blick „leibhaftig“ dem Blick des barmherzigen Vaters.

Eines Tages kam ein junger Mann zu Jesus und fragte ihn: „Meister, was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ (Mt 19,16). Jesus zählte ihm die Gebote auf. Der junge Mann beteuerte: „Diese Vorschriften habe ich von Jugend an befolgt.“ Der Evangelist bemerkt dazu: „Da schaute ihn Jesus voll Liebe an ...“

Diesen traurigen und zugleich barmherzigen Blick Jesu hat der junge Mann sicherlich in seinem späteren Leben nie vergessen. Jesus hatte ihn nicht zur Buchstaben- oder Gesetzes-Frömmigkeit, sondern zur barmherzigen Liebe eingeladen, zu eben derselben Liebe, mit der er den jungen Mann anschaute: „Gib alles, was du besitzt, den Armen!“ Ebenso empfand Petrus die barmherzige Liebe seines Meisters, als dieser ihn nach der dreifachen Verleugnung traurig und liebevoll anschaute. Petrus ging hinaus und weinte bitterlich (Lk.22,61f).

Die Eltern eines autistischen Kind fragten einmal einen

Therapeuten, wie sie ihrem Kind am besten helfen könnten. Seine Antwort: „Zeigen Sie ihrem Kind so oft wie möglich ihr liebevoll lächelndes Gesicht!“

Jeder Mensch ist ein Autist; ja wir sind alle Autisten. Der Sündenfall hat uns dazu gemacht. Wer sich von Gott emanzipieren will, wer den Quell des lebendigen Wassers verlässt (vgl. Jer 2,13) und sich vom fruchtbaren Weinstock trennt (vgl. Joh 15), der gerät in die Isolation und verliert sich selbst.

Daher die flehentlichen Rufe nach dem Angesicht Gottes: „Lass dein Angesicht leuchten über deinem Knecht, hilf mir in deiner Güte!“ (Ps 31,17). „Herr, erhöre mich bald, verbirg dein Antlitz nicht vor mir, damit ich nicht werde wie Menschen, die längst begraben sind“ (Ps 143,7). „Mein Herz denkt an dein Wort: ‚Sucht mein Angesicht!‘ Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ (Ps 27,8).

Wie sieht das Antlitz Gottes heute aus?

Dazu zwei Beispiele

1. Adam Chmielowski („Bruder Albert“ 1845-1916), der 1989 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochene „Penner-Heilige“, war ursprünglich ein begnadeter Kunst-Maler. Eines Tages begegnete er in Krakau einem Bettler auf der Straße. Da zeigte Gott ihm im Angesicht dieses Bettlers das verhöhlte Angesicht Christi. Darin erkannte er zugleich seine wahre Berufung: das geschändete Antlitz Jesu in den Ärmsten der Armen zu „restaurieren“, – das liebenswerte Antlitz Gottes wieder sichtbar werden zu lassen, das der evangelische Dichter Paul Gerhardt so beschreibt: „Du edles Angesichte, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgerichte, wie bist du so bespeit...“.

2. Das Meditationsbild von Bruder Klaus, – das Gesicht in der Mitte! In diesem berühmten Bild, das Bruder Klaus „mein Gebetbuch“ nannte, erläutern die um die Mitte gruppierten sechs Medaillons, auf welche Weise uns das Antlitz Gottes begegnet:

a. In den drei göttlichen Personen:

- in der Schöpfung der Vater,
- in der Erlösung der Sohn,
- im Pfingstereignis der Heilige Geist.

b. In der Erniedrigung Christi:

- in der Geburt in Bethlehem,
- in Gefangennahme und Leiden,
- im kleinen Brot der Eucharistie.

Augustinus weist in seinen Predigten auf die drei Brennpunkte des katholischen Weltbilds hin: Gott, Christus und Kirche. Gottes Angesicht schaut uns zuerst in der Person Christi und schließlich in seiner Kirche an.

Diese Erkenntnis gibt uns Christen einen wichtigen (pastoralen!) Hinweis: Weil das Angesicht Gottes seit dem Sündenfall die göttliche Liebe in der Weise der Barmherzigkeit ausstrahlt, sind wir Christen gehalten, die Barmherzigkeit Gottes auf dem Antlitz der Kirche sichtbar werden zu lassen.

Da aber die irdische Kirche zugleich heilig und sündig ist, muss sie zunächst auf ihre Selbstheiligung (~Heilung) bedacht sein, um die Welt heiligen (~heilen) zu können.

Anders gesagt: die irdische Kirche ist selbst immer „restaurierungsbedürftig“ und muss sich zu jeder Zeit bemühen, das reine Antlitz Christi vor der Welt aufstrahlen zu lassen.

Doch wie soll das geschehen?

Die Christus-Verwirklichung in jedem Getauften

Kommen wir zurück zur eingangs erwähnten Begegnung der Griechen mit Philippus und ihre Frage nach Jesus (Joh.12), – und geben wir diese Frage an uns weiter: Wie würden wir einem Suchenden die Bitte „Zeige mir Jesus“ beantworten?

Ich könnte zum Beispiel den Fragenden in eine Kirche führen, den Tabernakel öffnen und auf die Hostie in der Monstranz weisen: „Das ist Jesus“! Ich könnte ihm auch einen Katechismus mit den wichtigsten Aussagen über Christus zum Lesen geben. Dogmatisch wäre das alles richtig, katechetisch aber falsch!

Das Wort „Monstranz“ gibt uns dazu ein hilfreiches Stichwort. Einst rief eine Frau nach einer Begegnung mit dem Pfarrer von Ars aus: „Ich habe Gott in einem Menschen gesehen!“ Genau das ist die richtige Antwort! Der gläubige Mensch ist nämlich durch die Taufe zur Monstranz geworden – zu einem (zerbrechlichen) Gefäß, das Christus in sich trägt (vgl. 2Kor 4,7) –, ja noch mehr: er ist *als ganzer* eine Verleiblichung Christi geworden!

Die Christophorus-Legende der Ostkirche erzählt von dem Riesen Opherus, einem hundeköpfigen Menschen-Monster (Kynocephale), das durch die Taufe ein menschliches Gesicht erhielt. Im Neuen Testament werden Heiden hin und wieder „Hunde“ (Phil 3,2; Offb.12,15) oder „Hündlein“ (Mt 15,27) genannt.

Erst die Taufe schenkt dem Menschen sein wahres „menschliches“ Gesicht, also seine verlorene Gottebenbildlichkeit, zurück. Dieses Faktum ist zugleich ein Imperativ: „Einst wart ihr Finsternis, jetzt aber seid ihr durch den Herrn Licht geworden. Lebt als Kinder des Lichts!“ (Eph 5,8) – „Wenn du das Leben erlangen willst, halte die Gebote!“ (Mt 19,17).

Schon auf dem Berg Sinai war die Überantwortung der Gebote Gottes an die Menschen eine Form der liebenden „Äußerung“ und „Ent-Äußerung“ Gottes. Denn die Gebote offenbaren dem Menschen die innersten Geheimnisse des Wesens Gottes und geben ihm die Fähigkeit, schon auf Erden „wie Gott“ leben und handeln zu können.

Die vermeintliche Emanzipation der Paradiesessünde bestand einst in dem anmaßenden und eigenmächtigen Versuch, „wie Gott“ sein zu wollen (Gen 3,5) – in der Weise der Usurpation. Paulus nimmt indirekt darauf Bezug, wenn er in dem bekannten Christus-Hymnus (Phil 2,6f) formuliert: „Christus war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest wie an einem Raub (oder einer Beute), Gott gleich zu sein.“ (Luther- und Elberfelder Bibel).

Was der Mensch eigenmächtig an sich reißen wollte, möchte Gott uns gnadenhaft schenken! ER will ja, dass wir „wie Gott“ sind, ER will aber nicht, dass wir uns an die Stelle Gottes setzen. Deshalb fordert er: „Seid heilig, weil ich heilig bin!“ (Lev 11,44 / 19,2 / 20,26). Christus formuliert es so: „Seid vollkommen, wie es auch euer himmlischer Vater ist.“ (Mt 5,48). Diese zwei Imperative bezeichnen sehr treffend das Zusammenwirken von Gnade und menschlicher Freiheit.

Die Bitte „Zeige mir Christus“ müssten wir daher so beantworten können: „Schaue mich an!“ Oder – wie der hl. Paulus sagt: „Ahmt mich nach, Brüder, und achtet auf jene, die nach dem Vorbild leben, das ihr an uns habt“ (Phil 3,17).

Vom heiligen Thomas von Villanova (+1555) wird erzählt, dass er einen sittlich verwahrlosten Priester dadurch bekehrte, dass er ihn drängte, eine Zeitlang mit ihm zu leben. Er hatte nämlich gehört, dass dieser Priester seiner Gemeinde ein Stein des Anstoßes und ein unerträgliches Ärgernis geworden war. Daraufhin sandte Thomas – er war Bischof

von Valencia – einen Boten in die Gemeinde des Priesters und ließ öffentlich vermelden, dass dieser Priester für eine gewisse Zeit die Gemeinde verlassen müsse, um in wichtiger Mission im Auftrag des Bischofs eine Reise nach Rom zu unternehmen. Der Priester fühlte sich geehrt, die Gemeinde zeigte sich verwundert. Als der nach Valencia Beordnete das Bischofshaus betrat, begrüßte ihn der Bischof Thomas freundlich und bat ihn, noch eine Woche sein Gast zu sein, bis alle wichtigen Dinge für die Rom-Mission vorbereitet seien. Aus einer Woche wurden allerdings zwei, dann vier, dann schließlich sogar ein halbes Jahr ... Endlich sagte der heilige Bischof, dessen lebendiges Beispiel und Vorbild den unzüchtigen Priester verändert hatte: „Geh wieder in deine Pfarrei zurück, deine Rom-Mission ist beendet!“ Auf diese Weise erhielt die Gemeinde einen geistlich „rundum-erneuerten“ Seelsorger zurück. Der Bischof hatte auf liebevoll-rücksichtsvolle Weise den Ruf und den priesterlichen Lebenswandel des Pfarrers wiederhergestellt.

Die Christus-Verwirklichung in der Kirche

Die Gemeinschaft der Glaubenden bildet eine Einheit, die sich soziologisch nicht beschreiben lässt. Alle Ansätze, die die sichtbare Kirche mit einer demokratisch oder monarchisch verfassten Sozietät vergleichen oder gar kompatibel machen möchten, gehen an der Wirklichkeit vorbei. Die sichtbare Kirche ist nur sakramental zu verstehen, – eben deshalb, weil sie „aus heiligem Ursprung ist“. Genau diese Wirklichkeit bezeichnet das griechische Wort „Hierarchie“ (hieros = heilig; arche = Ursprung).

Der evangelische Märtyrer-Theologe Dietrich Bonhoeffer schreibt in seiner Dissertation („Sanctorum Communio“) über

die Kirche: „*Die Kirche ist nicht eine Religionsgemeinschaft von Christusverehrnern, sondern der unter den Menschen Gestalt gewordene Christus. Leib Christi darf die Kirche heißen, weil im Leibe Christi wirklich der Mensch und also alle Menschen angenommen sind ...*“ Darum gilt es festzuhalten, „*dass die Kirche auch nicht eine eigene, selbständige Gestalt neben der Gestalt Jesu Christi ist; dass sie also nie ein eigenes, selbständiges Wesen, Recht, Autorität, Würde für sich beanspruchen kann neben Jesus Christus: Die Kirche ist nichts als das Stück der Menschheit, in dem Christus wirklich Gestalt gewonnen hat.*“

Diesen Text ließ Papst Johannes Paul II. am 18. Januar im Heiligen Jahr 2000 in der Patriarchalbasilika St. Paul vor den Mauern während eines ökumenischen Wortgottesdienstes anlässlich der Öffnung der heiligen Pforte vortragen. Er entspricht genau der katholischen Lehre über das Wesen der Kirche, die gemäß den Worten der Schrift ein Organismus (im Unterschied zu einer Organisation!), also der sichtbare „Leib Christi“ ist.

Wenn die Kirche ein Leib ist,
dann hat sie auch ein Gesicht.

Der heilige Paulus schreibt: „Wir alle spiegeln mit enthültem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn.“ (2 Kor 3,18). Die Kirchenväter sprachen vom „mysterium lunae“, über das P. Hugo Rahner in seinem Buch „Symbole der Kirche“ eine große Studie veröffentlicht hat. Die Kirche ist aber nicht nur ein „Reflektor“, der unbeteiligt das Licht Christi in die Welt hinein widerspiegelt, sie ist vielmehr selbst der lichtdurchflutete (verklärte) Leib Christi. In ihrer irdischen

Gestalt wird sie zugleich „durch den Geist des Herrn in sein eigenes Bild verwandelt.“

Kardinal Walter Brandmüller wies kürzlich darauf hin, dass die Verabsolutierung des Individuums heute die größte Gefahr der Kirche sei. Das heißt – positiv ausgedrückt: nicht nur jeder einzelne Getaufte soll Christus darstellen, sondern alle Christus-Gläubigen *insgesamt*, die in Einheit und Einmütigkeit den Leib der Kirche bilden, sollen der Welt SEIN Gesicht zeigen!

„...So sollen wir alle zur Einheit im Glauben und in der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangen, damit wir zum vollkommenen Menschen werden und Christus in seiner vollendeten Gestalt darstellen“ (vgl. Eph 4,13). Christus „in seiner vollendeten Gestalt“, – das ist die Kirche.

Auch hier wird das Faktum zu einem dreifachen Imperativ!

Das erste Postulat ist die Einheit,

deren Urbild und Modell der Dreifaltige Gott selbst ist.

Vgl. Joh 17,21: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.“ Die Unterschiedlichkeit der Personen ist die Voraussetzung für die Einheit der Kirche. Das Modell ist nicht eine irgendwie geartete und von Menschen definierte „versöhnte Verschiedenheit“, sondern der dreifaltige Gott selbst.

Das zweite Postulat ist die Barmherzigkeit:

Die Kirche soll das Gesicht des barmherzigen Gottes tragen und seine Liebe in die Welt hinein strahlen. Barmherzigkeit üben bedeutet nicht, alles für gleich-gültig erklären, alle Lebensformen hinnehmen und sich der Welt anpassen.

Ein evangelischer Theologe erklärte kürzlich mir gegenüber die in den protestantischen Kirchen übliche Anerkennung von Zweit- und Dritt-Ehen mit den Worten: „Wir Evangelischen

vertreten den Standpunkt der Barmherzigkeit.“ Das ist sicherlich nicht der Standpunkt Jesu, der mit Hinweis auf den Schöpfungswillen Gottes klar betonte: „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen!“ (Mt 19,6).

Ein Arzt, der seinen übergewichtigen Patienten ein paar Pillen verabreicht, anstatt sie zum Nahrungsverzicht und zu körperlicher Bewegung zu ermahnen, macht sich mitschuldig am Krankheitszustand dieses Menschen. So hat auch die Kirche die Pflicht, die Menschen auf die gültigen Ordnungen Gottes hinzuweisen und Sünde als Sünde zu bezeichnen. Andererseits darf sie die Gefallenen und in Schuld Verstrickten nicht mit Vorwürfen belegen. Es braucht also beiderlei: sowohl die barmherzige Zuwendung zu den schwachen Gliedern der Gesellschaft als auch den klaren Hinweis auf die unwandelbaren Gebote und Lebensgesetze Gottes (vgl. Joh 8,11).

Bruder Albert, der täglich mit Dieben und Räubern Umgang hatte, schärfte seinen Mitarbeitern ein: „Will man einen wackeligen Tisch gerade richten, so nützt es nichts, dass man ihn mit Gewichten beschwert. Man muss sich bücken, und ihn von unten reparieren! Ebenso ist es mit dem menschlichen Elend: Um die Unglücklichen zu retten, muss man sie nicht mit Vorwürfen überhäufen oder ihnen ‚Moralpredigten‘ halten, während man selbst satt und gutgekleidet ist. Man muss sich bücken, und noch tiefer hinabsteigen als sie selbst. Man muss noch elender werden!“

Das dritte Postulat ist die Wahrheit:

Wahrheit ist eine Form der Barmherzigkeit. Das geht aus dem vorher Gesagten bereits hervor. Deshalb wird die Zurechtweisung der Irrenden auch zu den geistigen Werken der Barmherzigkeit gezählt. Zur Wahrheit gehört unter anderem die Diagnose, die die Voraussetzung jeder Heilung

ist. Einer der größten „Diagnostiker“ war Johannes der Täufer. Auch die Kirche schuldet der Welt den prophetischen Dienst der Diagnose, zumal sie den Arzt und die Medizin kennt, die allein die kranke Welt heilen können, – „das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“ (Joh1,19).

Ein letzter Aspekt sei noch hinzugefügt. Das Wort „Antlitz“ bedeutet etymologisch „Gegen-Blick“ oder „Antwort-Blick“, meint also etwas Dialogisches. Gott schaut den Menschen an, der Mensch schaut Gott an. So hatte es der einfache Bauer in Ars begriffen, der seinem Pfarrer auf die Frage, was er in der Kirche so alleine mache, die schlichte Antwort gab: „Ich betrachte meinen lieben Gott und Er betrachtet mich; ich schaue Ihn an, und Er schaut mich an.“

Mit diesem Blick soll auch die Kirche stets Gott zugewandt bleiben. Er hat das erste Wort, Er ist die „Ur-Liebe“! Mit diesem Blick soll die Kirche auch auf die Menschen schauen!

Die Kirche ist gewissermaßen „janusköpfig“: Gott und den Menschen in gleicher Weise zugewandt!

Die Kirche darf sich auf keinen Fall als Machtapparat, als Konzern, am wenigsten als Konzern der Nächstenliebe und Barmherzigkeit verstehen. Das kürzlich in einigen deutschen Diözesen verhängte Verbot der Werbung für die Lebensschutz-Initiative 1000plus ist ein trauriges Beispiel für kirchlichen Machtmissbrauch und ein grober Verstoß gegen das von der Kirche immer wieder propagierte Subsidiaritätsprinzip. Es darf keinen Verband geben, der für sich ein Monopol auf Nächstenliebe beansprucht, selbst wenn er mit „christlicher Nächstenliebe“ (caritas) firmiert.

Der evangelische Theologe Walter Nigg hat einmal im Blick auf die „verwaltete Nächstenliebe“ bemerkt: „Die hl. Elisabeth in einem modernen Caritasverband von heute

– wäre ein Betriebsunfall.“ Spontaneität und Phantasie geben der Liebe erst die Flügel, die sie unbedingt braucht. Nur durch sie kann auch die Kirche wieder das barmherzige Angesicht Gottes sichtbar machen.

Von Albert Camus stammt der Aphorismus: „Von einem bestimmten Alter an ist jeder für sein Gesicht selbst verantwortlich.“ Gilt dieses Wort nicht auch in einem abgewandelten Sinne für die Kirche?

Durch die Augen der Ärmsten blickt uns Jesus an. Mutter Teresa

Leo-M Maasburg

Mutter Teresa war eine sehr außergewöhnliche Frau, auch wenn ich gleich bekennen muss, dass ich zum Zeitpunkt meiner Arbeit mit ihr und für sie nicht wahrgenommen habe, wie außergewöhnlich sie war. Ihre Entscheidungen und ihre Durchsetzungskraft – das war schon ungewöhnlich. Aber sie war ein ganz normaler Mensch. Oft fragen Journalisten: Was ist das Eindrucksvollste bei ihr? Meine Antwort lautet, dass sie so normal war. Sie war vollkommen normal. Sie hat sofort alles gesehen, sie war sehr aufmerksam. „Attentiveness“ (Achtsamkeit) war für sie eine ganz wichtige Eigenschaft für sich und ihre Schwestern. Damit sind wir bei dem Thema, das hier mein Schwerpunkt sein soll: Jesus blickt uns an durch die Armen.

Sehen wir den Blick? Nehmen wir diesen Blick wahr? Halten wir ihn aus? In seinem Schreiben „Evangelii Gaudium“ formuliert Papst Franziskus: „Im Herzen Gottes gibt es einen so bevorzugten Platz für die Armen, dass er selbst arm wurde. Der ganze Weg unserer Erlösung ist von den Armen geprägt. Dieses Heil ist zu uns gekommen, durch das „Ja“ eines demütigen Mädchens aus einem kleinen abgelegenen

Dorf am Rande eines großen Imperiums. Der Retter ist in einer Krippe geboren, inmitten von Tieren, so wie es bei den Kindern der Ärmsten geschah. Zu seiner Darstellung im Tempel wurden zwei Turteltauben gebracht, das Opfer derer, die es sich nicht erlauben konnten, ein Lamm zu bezahlen. Er ist in einem Haus einfacher Handwerker aufgewachsen.“ Der Papst beschreibt im Grunde die Armut Jesu. Er, „der wie Gott war, hielt nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich, wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich“ (Phil 2,6-7). Er hat sich ganz arm gemacht.

Das Schlüsselerlebnis für Mutter Teresa ereignete sich am 10. September 1946 auf einer Zugfahrt nach Darjeeling, am Südende des Himalaja, wo sie Exerzitien machen wollte. Plötzlich wurde ihr – sie spricht von einer Inspiration – dieser Blick der Armen in einer ganz tiefen Weise verständlich. Sie hat die Armen gekannt, sie war immerhin schon gute 15 Jahre Ordensfrau. Jeden Sonntag ging sie von ihrer Schule über einen Bahndamm und war dann mitten im größten Slum von Kalkutta. Sie hielt auch schon vorher an diesen Sonntagen sogenannte „Sunday Schools“ mit den Kindern. Das darf man sich nicht so vorstellen, dass sie in ein Gebäude hineingegangen wäre und dort eine Schulklasse besucht hätte, sondern sie schrieb unter einem Baum, wo etwas Sand war, mit einem Stab ein paar bengalische Buchstaben. Sie hat dort wahrscheinlich ungefähr eine halbe Minute gewartet, und dann waren so an die hundert Kinder da. Mit ihnen hat sie „Sunday School“ gehalten. Sie „brauchte“ die Kinder noch aus einem anderen Grund: Als sie das Mutterhaus in Kalkutta kaufte, ließ sie sich vom Erzbischof von Kalkutta dafür 120.000 US-Dollar und versprach ihm, er würde es bis Weihnachten wieder zurückbekommen. Er lachte und sagte: „Aber Mutter Teresa, wie wollen Sie, die Sie keine Rupie in

der Tasche haben, mir 120.000 Dollar zurückgeben?“ Mutter Teresa antwortete: „Nein, nein, ganz sicher. Und für jeden Dollar, den ich nicht zurückgebe, bekommen Sie das Gebet eines Rosenkranzes!“ Da sie das Geld bis Weihnachten nicht aufbringen konnte, musste sie ihm zu Weihnachten 120.000 Rosenkränze geben! Diese Rosenkränze hat sie mit den Kindern zusammen gebetet und darüber genau Buch geführt: Heute waren 70 Kinder da und wir haben den Rosenkranz gebetet – Muslime, Hindus, ganz gleich. Das hat sie dem Bischof als einstweilige Bezahlung gegeben. Angeblich hat sie ihm dann später auch noch das Geld zurückgegeben.

Die tiefste Erfahrung von Mutter Teresa auf der oben erwähnten Zugfahrt im Jahr 1946 war das Wort Jesu: „Mich dürstet“ (Joh 19, 28b). Die Schwestern der von ihr gegründeten Kongregation haben in jedem ihrer Häuser über dem Altar das Kreuz und darunter die Worte „I thirst“ (Mich dürstet) angebracht. Das ist das letzte Wort Jesu laut dem Evangelisten Johannes und der tiefste Ausdruck dieses „Gott schaut den Menschen an“. Wie schaut er ihn an? Mit einer Sehnsucht, mit einem ganz tiefen Sehnen nach unserer Liebe! Das ist vielleicht genau das, was wir nicht aushalten oder nicht leicht aushalten – wie auch bei den Armen, wenn sie uns ansehen. Mutter Teresa hat nicht nur dieses Wort auf ihre Slum-Erfahrung umgelegt, sondern sie hat auch verstanden, was Jesus uns im Jüngsten Gericht sagen wird: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). Oft hat sie bei Vorträgen die Hand eines Kindes gehoben und gesagt: „Mach einmal auf: In diesen fünf Fingern ist das ganz Evangelium enthalten – You did it to me (Das habt ihr mir getan) – das ist der Sinn des ganzen Evangeliums.“ Nach diesem Tun, nach dieser Rückgabe der Liebe sehnt sich Jesus. Mutter Teresa hat nicht nur oft über dieses Thema geschrieben, sondern ihr ganzes Leben danach geformt.

Was nach den Worten Jesu am Kreuz – „Mich dürstet“ – geschieht, ist eine eigene Meditation wert. Ein Soldat nimmt einen Schwamm, taucht ihn in den Essig, der beim Kreuz steht, und reicht ihn Jesus. Jesus nimmt von dem Essig, stößt einen Schrei aus und stirbt. Mutter Teresa hat das „I thirst“ immer als das Testament, das letzte Kurz-Testament Jesu verstanden, in dem er alles zusammenfasst, was er uns in und durch sein Leben sagen wollte: Gott sehnt sich nach unserer Liebe. Gott sehnt sich nach uns, nach jedem Einzelnen von uns.

„Um die Schrift zu erfüllen“, wie der Evangelist sagt, nimmt Er den Essig. Der Essig beim Kreuz war keine appetitliche Sache. Die Kreuzigung war ein brutaler Gewaltakt. Ich habe gelesen, dass in den an Jesu Tod anschließenden 40 Jahren an die 22.000 Juden gekreuzigt worden seien. Die Soldaten beschmutzten bei so einer Kreuzigung ihre Hände und Arme über und über mit allen möglichen Flüssigkeiten und mussten sich daher irgendwie die Hände waschen. Zu diesem Zweck stand dort Essig, und dieser Essig wird so zum Symbol für die Gewalt, den Betrug, den Verrat, auch für die Feigheit der Jünger, für den ganzen Sünden-Abschaum der Menschheit – für die gesamte Sündenschuld der Menschen. Der Soldat taucht also hier einen Schwamm ein. Warum gab es dort einen Schwamm? Der Schwamm hatte die Funktion unseres Toilettenpapiers. Den taucht er in den Essig ein, steckt ihn auf ein Rohr – und Jesus nimmt ihn. Während Jesus das Betäubungsgetränk vor seiner Kreuzigung nicht annahm, nimmt er nun von diesem Essig!

Die Meditation von Mutter Teresa geht noch weiter: Jesus beginnt sein öffentliches Leben, indem er Wasser in sehr guten Wein verwandelt, und er beendet sein öffentliches Leben, indem er schlecht gewordenen Wein – Essig – als Getränk annimmt. Er nimmt ihn an, um uns zu sagen: Ich

nehme jeden von euch an, wo immer ihr in eurem Leben steht. Das heißt, wir müssen Ihm nur nahe kommen, wir müssen nur den Mut haben, wie Petrus, Seinen Blick mit Reue zu erwidern. Jesus schaut Petrus an nach seinem Verrat, nach seiner Verleumdung. Dieser Blick löst nicht ein Weglaufen aus, sondern eine Umkehr, eine tiefe Reue, eine tiefe Einsicht: „Herr, geh weg von mir, ich bin ein Sünder.“ Ich selbst habe den Aufruf des Papstes als einen ganz konkreten Anruf an mich erfahren, diese „instant contact love“, diese unmittelbare Kontaktliebe für jeden Menschen bewusst anzunehmen und auch annehmen zu wollen. Sie nicht nur zu erdulden oder zu ertragen, sondern bewusst zu wollen. Wir werden uns auf diesem Weg immer wieder die Frage stellen müssen: Will ich mich wirklich den Armen nähern oder gehöre ich zu denen, die, wie der Papst sagt, sie ausgrenzen und wegschieben? Ich fürchte, wir leben in einer Gesellschaft, die genau das tut. Unser ganzes Wirtschaftssystem, so meint Papst Franziskus, bewirkt dieses Ausgrenzen der Armen. Die Apostolische Exhortation des Papstes geht im Kern darum, zu sagen: Vorsicht, Vorsicht, wir sind auf dem falschen Weg, wir grenzen aus. Diese Art von Wirtschaft, die wir betreiben, die tötet. Sie tötet die Menschen. Ich erinnere mich, dass im Jahr 2008, als Folge der Wirtschaftskrise, der Reispreis in Kalkutta um ein Vielfaches anstieg. In Kalkutta, in der Stadt der riesigen Slums, in der Stadt der Ärmsten der Armen. Wir müssen immer wieder darauf drängen, dass die bestehenden Verbindungen zwischen Wirtschaftsart und Armut offen gelegt werden, dass sie bekannt und verstanden werden. Was sind die Zusammenhänge? Warum ist unsere Wirtschaft krank? Es schaut doch alles wunderbar aus. Wir haben eine funktionierende Technik, immer wieder neue wissenschaftlichen Erkenntnisse, jedes Jahr neue technische

Leckerbissen – ein sehr angenehmes Leben. Was ist krank daran? Genau diese scheinbare Zufriedenheit ist ein ernster Anlass zur Sorge. Sie wirkt für uns Katholiken und für die Menschen guten Willens wie eine Sedierung. Wir sind konsum-sediert. Wir sind alle wie unter einer angehenden Narkose, und wir sagen, wir könnten gar nichts machen. Was soll ich als Einzelner denn tun? Sollen wir vielleicht jetzt alle nach Kalkutta fahren, um dort Arme zu pflegen? Mutter Teresa gibt eine klare Antwort: Wir brauchen nicht nach Kalkutta zu kommen, um die Armen zu lieben. „Sucht sie in eurer eigenen Familie, in eurer Pfarrei. Liebt sie und verwandelt eure Liebe für Jesus ‚in a living action‘ – in eine konkrete tätige Liebe für die Armen in eurer Familie und Umgebung!“ Das Ausgrenzen, das Nicht-mehr-Sehen, das Nicht-mehr-Ansehen findet heute statt, wenn jemand etwa ältere Leute als „throw away of society“ – als „Wegwerfprodukt der Gesellschaft“ – sieht.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit im Libanon, damals in der schwierigen Zeit der Bombardierung von Teilen Beiruts. Ein ganzes Spital, in dem sich behinderte Kinder befanden, war bombardiert worden. Die Ärzte und das Pflegepersonal waren geflohen. Zurück blieben 40 schwerstbehinderte, spastische Kinder – völlig unversorgt. Mutter Teresa, die sich gerade im Libanon aufhielt, brachte mit Hilfe des amerikanischen Botschafters, der selbst nicht daran glaubte, dass so etwas möglich sei, aber trotzdem mithalf, die Leute unter Lebensgefahr aus dem zerbombten Spital in eine friedliche Zone Beiruts. Ihre Schwestern hatten dort ein Haus voller alter Leute. Beim libanesischen Präsidenten erreichte sie, dass er ein für seine Verwandten gebautes schönes Altersheim ihren Alten zur Verfügung stellte. Nun konnte sie alle alten Leute dorthin übersiedeln, und die Kinder in

dem frei gewordenen Altersheim unterbringen. Das neue Altersheim lag etwas höher über Beirut, und der erste Eindruck war, dass die alten Menschen dort ganz glücklich waren. Wenige Wochen später schenkte eine wohlhabende Person Mutter Teresa ein zweites Haus in Beirut. Die behinderten Kinder wurden dorthin übersiedelt, und die alten Leute wurden gefragt, wer von ihnen aus dem schönen, modernen Altersheim in das alte Haus zurück übersiedeln wollte. Alle wollten! Alle! Warum? Bei den Schwestern hatten sie keinen Fernseher, hatten keine schöne Aussicht aus dem Fenster, es war nicht so sauber, nicht so gepflegt. Warum sind sie alle zurückgekommen? Ich glaube, es war jene „instant contact love“, jene ständige und sofortige tätige Liebe, mit der die Schwestern ihre Armen und alten Leute ansehen. Die Schwestern haben sie, jene „instant contact love“, jene unmittelbare Kontaktliebe. Jede und jeder, den ich treffe, der mir irgendwo begegnet, ist mein Bruder oder meine Schwester, weil er oder sie ein Kind Gottes ist. Das ist der wirkliche Familiengedanke! Mutter Teresa sagte: „It doesn't matter race, it doesn't matter religion – Catholic, Protestant, Communist – it doesn't matter. We are all children of God. We have all been created to love and to be loved.“ Es spielt keine Rolle, ob wir Katholiken, Protestanten oder Kommunisten sind – wir sind alle Kinder Gottes. Wir sind alle dazu geschaffen, zu lieben und geliebt zu werden.

Als ich in Rom Missiologie studierte, stellte ich mir die Frage: Was ist eigentlich Mutter Teresas Missions-Methode? Ich wollte ihr Wirken ein wenig auf meine Theorie hin untersuchen. Aus heutiger Sicht muss ich gestehen, dass ich wirklich nicht viel verstanden hatte. In der Frühe, nach der Messe, habe ich sie in Kalkutta beobachtet. Sie gab eine kurze Meditation, anschließend Frühstück für 50 bis

100 Ehrenamtliche unten im Hof. Mutter Teresa lief etwas fahrig, man kann es nur so nennen, herum. „Sind sie bereit, können wir schon losgehen?“, dann wieder: „Nein, nein, esst ruhig fertig, nur ganz gemütlich, esst nur fertig“, gleich darauf wieder, „können wir schon gehen, alle fertig?“. Sie hatte ihr Frühstück in einer Minute beendet und musste dann ungefähr 15 Minuten auf die Ehrenamtlichen warten. In der Zwischenzeit hatte sie schon die Gruppen zu den verschiedenen Häusern eingeteilt. Eine Gruppe begleitete sie immer selbst zum Haus für die Sterbenden. Sie lief mit einer Geschwindigkeit voran, dass wir kaum nachkamen. Angekommen im Haus für die Sterbenden, sagte sie: „Stay here!“ Wartet hier! Dann nahm sie jeden neuen Ehrenamtlichen einzeln bei der Hand und zog ihn durch die Reihen der Sterbenden. Endlich angekommen, legte sie die Hand des Ehrenamtlichen auf die Stirne eines Sterbenden oder Schwerkranken und gab ihm einen Auftrag: Rasiere ihn, füttere ihn, bete mit ihm, oder was immer zu tun war. Jeden Einzelnen! Als alle versorgt waren, stand sie dann, mit einem Male ganz ruhig und mit verschränkten Händen auf dem Vorsprung am Eingang, und lächelte fröhlich-listig. Meine „wissenschaftliche“ Neugierde nahm dies alles zur Kenntnis, aber verstanden hatte ich noch keinerlei „Methode“. Dann kam Papst Johannes Paul II. im Februar 1986 zu Besuch nach Kalkutta, und ich traute meinen Augen nicht. Sie nahm ihn an der Hand, zog ihn durch die Reihen zu einem Sterbenden hin und sagte: „Holy Father, please bless him.“ Heiliger Vater, bitte segnen Sie ihn. Nach einem kurzen Gebet segnete der Papst den Sterbenden. Dabei entstand ein Bild: Mutter Teresa stand da, mit verschränkten Armen und einem breiten, fröhlichen und listigen Lächeln zugleich. In diesem Moment, glaube ich, habe ich etwas verstanden.

Wohl eine der wichtigsten Stellen in der Heiligen Schrift war für Mutter Teresa dieser Satz aus dem Matthäus-Evangelium: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40); denn dieser Satz verband Jesu „Mich dürstet“ mit ihrer spontanen Antwort: „I quench“, ich stille diesen Durst. Und er zeigte ihr und heute auch uns, wo und wie wir den Durst Jesu am Kreuz stillen können: in den geringsten Brüdern und Schwestern. Dazu aber muss jeder von uns mit diesen Brüdern und Schwestern in Kontakt kommen. Und zwar physisch. Mutter Teresa sagte einmal: „Now we go from Jesus to Jesus.“ Jetzt gehen wir von Jesus in der Eucharistie [der Morgenmesse] zu Jesus in den Ärmsten der Armen.

„It’s the same Jesus.“ Es ist derselbe Jesus. Das war für sie ganz konkret: unser Bruder, unsere Schwester. Wenn ich meine Hand auf seine Stirne lege, dann berühre ich Jesus. Und wenn ich das mit Liebe tue, dann liebe ich Ihn. Das ist die Antwort auf „I thirst“: Die Antwort auf Jesu „Mich dürstet“ ist, Ihn zu lieben in meinen Brüdern und Schwestern. Diese sind „the poorest of the poor, Jesus in the distressing disguise of the poor,“ die Ärmsten der Armen, Jesus in der schrecklichen Verkleidung der Armen. Aber ich glaube, das kann man ausweiten: Jesus in der schrecklichen Verkleidung meines schwierigen Nachbarn, meiner alten und bettlägerigen Großmutter, meines kranken Kindes; Jesus ist in jedem der Menschen, denen ich begegne, gegenwärtig – in genau der Art, dass ich seinen Durst nach Liebe stillen kann – in meinen Brüdern, in meinen Schwestern.

Für Mutter Teresa war das die Achse ihres Lebens, die ihren Glauben mit ihren Aktivitäten verband. Es war der Sinn ihres Lebens, so vielen Menschen wie nur möglich ein wenig Erleichterung, ein wenig Freude, ein wenig Glück, ja, ein

wenig Liebe zu schenken. Ihren Schwestern sagte sie: „The way you look at people, the way you smile at people, the way you touch people.“ Wie du Menschen ansiehst, wie du ihnen zulächelst, wie du sie berührst, zeigt deine Liebe. „Love begins with a smile.“ Die Liebe beginnt mit einem Lächeln. Das sind ganz einfache Dinge.

Ich muss gestehen, dass ich im Herzen gejubelt habe, als ich im Lehrschreiben von Papst Franziskus, „Evangelii gaudium“, den Abschnitt las, in dem der Papst über die unmittelbare Nähe zum Nächsten schreibt. Er sagt dort: „Was der Heilige Geist in Gang setzt, ist nicht ein übertriebener Aktivismus, sondern vor allem eine aufmerksame Zuwendung zum anderen, indem man ihn ‚als eines Wesens mit sich selbst betrachtet‘“ (EG 199).

Der Papst verwendet manchmal fast wortgleich Formulierungen, die Mutter Teresa verwendet hat. Es scheint uns irgendwo eine eingebaute Angst inne zu wohnen, den Nächsten zu umarmen. Ja, da wir selbst verwundbare Menschen sind, mag die Angst vielleicht manchmal auch berechtigt sein – nur ist Christus gekommen, sie zu überwinden.

Wenn Sie in der späten Nacht, zwischen ein und zwei Uhr etwa, fernsehen, vielleicht weil Sie nicht schlafen können und dann so „durchzappen“, da sieht man oft Boxkämpfe: Das ist eine überraschend treffende Darstellung der menschlichen Natur. Dieser unbegrenzte Vergeltungsdrang, der in uns liegt, wird aber durch Christus – durch den unbegrenzten Vergebungsdrang, der in ihm liegt – ausgeglichen. Wie oft muss ich vergeben, siebzig Mal oder sieben mal siebzig Mal (cf. Mt 18,21-22)?

Die Angst vor dem anderen und eigentlich auch die Nicht-Liebe, diese Isolation, von der der Papst spricht: Wir sind heute in einen Individualismus hineingedrängt – können

wir diesen wieder aufbrechen? Es ist die Frage, wie wir uns ansehen, und zwar uns als Arme: Jeder von uns ist arm. Jeder hat seine Armut, seine große Armut, und was für ein Segen ist es, wenn wir diese Armut erkennen. Die Ärmsten der Armen – auch das finden wir in „Evanglii Gaudium“ – sind vielleicht genau die Offenbarung, die wir brauchen, um zu erkennen, wer wir selbst sind. Wir müssen in irgendeiner Weise mit ihnen in Kontakt kommen. Das hat Mutter Teresa in ihrem Leben natürlich sehr weitgehend gelebt.

Ein Beispiel: Mutter Teresa war eine „Non-touch-Person“. Sie war ganz in die indische Kultur hineingewachsen: „Shake hands“ (Händeschütteln) war nicht ihre Stärke, sondern sie bevorzugte den Gruß mit den gefalteten Händen (Namaste), wobei der andere nicht berührt wird. Wenn es aber darum ging, den Ärmsten Liebe, Geborgenheit oder Vertrauen zu vermitteln, da war sie wie ausgewechselt. Sie berührte, streichelte oder umarmte sie, denn es war Christus, der für sie in den Ärmsten der Armen sichtbar und berührbar wurde. Sie erzählte immer wieder die Geschichte von einem Sterbenden, den sie in die Arme genommen hatte, und der kurz vor seinem Tode zu ihr sagte : „Ich habe mein Leben lang wie ein Tier in der Gosse gelebt, und jetzt sterbe ich geliebt und umsorgt wie ein Engel“ – „and he died with a beautiful smile“ (und er ist mit einem wunderschönen Lächeln gestorben). Hier hat die Liebe Christi das Elend der Welt berührt. Seine Liebe wird sichtbar, wo unser Tun die Armen als Bruder und Schwester erkennt. Konkret: „the way you touch people, the way you look at people.“ Die Art wie du Menschen berührst, die Art wie du sie ansiehst.

Mutter Teresa erzählte, von den vielen Tausenden, die bei ihr in Häusern für die Sterbenden gestorben sind, sei keiner ohne „ticket to heaven“ gestorben. Ich habe sie damals gefragt:

„Was meinen Sie mit „ticket to heaven“? Ihre Antwort war: „Ich taufe sie, kurz bevor sie sterben.“ Ein Bischof, der damals dabei stand, meinte: „Aber Mutter Teresa, wie können Sie das tun? Die wissen doch nichts von Gott und der Dreifaltigkeit.“ Sie sah ihn von der Seite an und meinte: „Do you?“ (Sie etwa?) Er ließ nicht locker: „Aber die haben doch auch keinen Katechismus gelernt.“ Daraufhin erklärte Mutter Teresa: „Wissen Sie, Exzellenz, ich frage jeden Sterbenden, ob er, wenn er stirbt, zu dem Gott gehen wolle, der ihm die Schwestern geschickt hat. Und bisher hat keiner Nein gesagt.“ Das klingt wie eine Pointe, ist aber mehr als das und theologisch sehr interessant. Was ist denn Gott für uns? Gott ist die Liebe, sagen wir. Hier sind Menschen, die vielleicht in ihrem ganzen Leben nie von irgendjemanden auch nur einen Funken Liebe erfahren haben – so sind die Ärmsten der Armen. Ohne einen Funken Liebe wurden sie weggelegt, sind nicht erwünscht, sind missachtet und sterben dann letztlich am Straßenrand oder auf der Müllhalde.

Ich habe diesen Straßenrand oft erlebt. Ich habe in Kalkutta bei den Jesuiten gewohnt und musste jeden Morgen in der Frühe, so gegen 4.30 Uhr, ungefähr zwanzig Minuten in das Mutterhaus der Schwestern gehen. Mit dem Schrei des Muezzin sind die Leute, die auf der Straße geschlafen hatten, aufgestanden. In diesen 20 Minuten kam ich sicher an 2.000 bis 3.000 dort auf der Straße schlafenden Menschen vorbei, die gerade ihre morgendliche Hygiene begannen. Diese Morgenreinigung bestand darin, dass sie zuerst ihren Lendenschurz abnahmen und ihn in der Gosse – einer braun-gelblichen Flüssigkeit mit etwas weißem Schaum zwischen Straße und Gehsteig – wuschen. Dann klopfen sie ihn am Gehsteig trocken und banden ihn wieder um. Das war ein Ritual, das ich jeden Morgen sah. Dann kam

die persönliche Hygiene: Mit dem Zeigefinger wurde in der Gosse umgerührt, der Schaum weggedreht und Zähne geputzt – dreimal. Dass man davon krank wird, ist naheliegend. Da waren auch junge Leute, die in der Früh nicht mehr aufstehen konnten. Sie wurden aber dort nicht liegengelassen, weil sie sonst von den vorbeigehenden Massen zertrampelt worden wären. Man konnte sie aber auch nicht auf die Fahrbahn hinausschieben, weil damals doch schon ein paar Rikschas und eventuell auch Autos vorbeigefahren sind. Deswegen hat man sie einfach in die Gosse hineingelegt. Das hatte den Vorteil, dass es etwas kühler war, aber den Nachteil, dass dort Amöbentierchen wohnen, die sich innerhalb kurzer Zeit ins Fleisch hineinfressen. Die Schwestern zogen, wenn sie die Sterbenden von dort holten, oft viele Stunden lang mit Pinzetten die Würmer aus deren Fleisch heraus. Mit dieser Beschreibung wird vielleicht die Aussage verständlicher, dass diese Menschen keine Liebe erfahren haben und dort bei den Schwestern zum ersten Mal vielleicht eine liebende Geste, eine helfende Hand, ein fröhliches Gesicht, eine Freude an den Menschen erfahren haben. Ich freue mich, dass du da bist: das ist eigentlich unsere „Missionsmethode“ – die zärtliche Liebe. Mutter Teresa sagte einmal: „Am Anfang habe ich gedacht, ich muss Menschen bekehren, dann habe ich verstanden, ich muss sie nur lieben und die Liebe bekehrt, wen sie will.“ Papst Franziskus will mit seinem Schreiben „Evangelii Gaudium“ letztlich genau dasselbe sagen. Es ist wichtig, dass wir die Liebesprüfung in uns erneuern. Dass wir erneuern, den Menschen anzunehmen – ganz gleich wer er ist, ganz gleich wo er ist, ganz gleich wie er aussieht, ob er mir nahe oder ferne ist. Dass ich den Menschen annehme als das, was er ist – ein Kind Gottes – und dass ich verstehe, dass sich Christus mit diesem Menschen identifiziert, und

zwar mit jedem Menschen, der mir begegnet, dass ich mit ihm eine zwanglose, offene, nette, hilfsbereite Umgangsform als Grundlage habe, dass das meine Grundeinstellung ist. Rassismus, Vorurteile und Zweckdenken – das sind die Sünden unserer Zeit. Ich glaube, Mutter Teresa hat uns diese Botschaft sehr deutlich in diesem einfachen Satz gezeigt: „Mich dürstet. Ich sehne mich nach eurer Liebe.“ Von Jesus selbst bekommt sie den Auftrag: „Trag mich in die Höhlen der Armen.“ Die Armen sind eingebunkert. Mutter Teresa geht in die Höhlen der Armen hinein – genau wie ihr Christus geboten hat. Die Armen haben keine Häuser, sie haben Höhlen. Aber ich rede jetzt nicht nur von Ziegelhäusern und Höhlen aus alten Fetzen – die Armen sind verbunkert, oft in sich selbst. Kann das vielleicht auch bei uns stattfinden, dass es Menschen gibt, die in sich selbst verbunkert sind? „Come be my light“, sagt Jesus zu Mutter Teresa: Komm, sei mein Licht. Das sagt er nicht nur zu ihr, das sagt er zu jedem von uns. Komm, sei mein Licht! Sei Du mein Licht, wo es am Dunkelsten ist, wo jemand am verbunkertsten ist, dort bring ein Licht. Vielleicht ist es nur das Licht des Schweigens, das du durch mich bringst, schweigend neben einem armen Menschen sitzen und zuhören. Dass du dir vielleicht eine Minute für ihn Zeit nimmst. Die Bunker unseres Lebens sind mannigfaltig, sie können sehr unterschiedlich sein.

Mutter Teresa hat uns oft gedrängt, hinzusehen und Menschen anzusehen, und wir haben es lange nicht verstanden. Deswegen gebe ich mich keinen Illusionen hin, dass jetzt gleich jeder versteht und danach handeln wird. Aber Gott ist einfach so unbeschreiblich geduldig mit uns.

Er sagt: Willst du mir folgen? Willst Du mich wirklich lieben? Er kann uns nicht zwingen, darin besteht seine Unbeholfenheit. Er kann uns nicht zwingen zu lieben. Auch



wir können niemanden zwingen zu lieben, nur immer wieder einladen. Auch im rein menschlichen Bereich kann ich um die Liebe nur werben, tanzen, ich kann alle möglichen Dinge tun und ich kann zeigen, dass ich selbst zum Lieben bereit bin – unbedingt, selbst wenn es mich sehr viel kostet, sogar mein Leben kostet – so wie Jesu unbedingte, vorbehaltlose Liebe bis zum Kreuz. Ich habe die Boxkämpfe erwähnt, denn das ist unsere Grundhaltung.

Sigmund Freud sagte einmal in einem Vortrag: „Ich habe durch meine Forschungen entdeckt, dass die Menschen in ihrem Unbewussten eine Rotte von Mördern sind. Sie töten in ihrem Unterbewusstsein schon für ganz kleine Vergehen und Verletzungen.“ Wir tun dies, so meint Freud, indem wir innerlich sagen, „go to hell“ oder „verschwinde aus meinem Leben“ – wir grenzen aus, wir schieben weg. Halb scherzend meinte Freud: „Das kann ich Ihnen ruhig erzählen, weil Ihr Bewusstsein Ihnen nie erlauben wird, mir das zu glauben.“ Ich fürchte, es ist so. Wir dürfen uns da heute weniger Illusionen machen denn je. Die ausgrenzende Gewalt liegt in jedem von uns gefallen Menschen. Wir sind wie Boxer. Wenn ich als

Boxer meine Arme öffne, dann bin ich in Gefahr. Christus aber hat seine Arme geöffnet am Kreuz. Als Zeichen, dass er offen bleibt jedem gegenüber, ganz gleich ob unsere Sünden scharlachrot sind oder nicht. Er hat seine Hände annageln lassen, als Zeichen dafür, dass sie nie mehr zugehen. Er umarmt den Menschen. Im Kreuz liegt eine wunderschöne Symbolik für die Offenheit unseren Schwestern und Brüdern gegenüber. Wenn wir uns am Abend bekreuzigen, sollten wir uns fragen: War ich heute wirklich offen für den, dem ich begegnet bin? Ist diese Offenheit eine Lebens-Grundhaltung für mich geworden? Das reicht bis in die politischen Wahlentscheidungen: Wähle ich Politiker, die offen sind für die Armen, die sie sehen und die ein Herz für sie haben? Mutter Teresa wie auch Papst Franziskus legen ihre Finger hier auf die Wurzel unseres Christseins. Mutter Teresa nahm einst eine Einladung des indischen Bundesstaates Madras an. Sie sollte dort ihren x-ten Ehrendokortitel in Empfang nehmen. Auf dem Flughafen wartete schon eine lange Kolonne von Autos auf sie. Alles war wie ein Staatsbesuch organisiert. Indiens Ministerpräsident war anwesend, ebenso der Gouverneur, und die ganze Autokolonne wurde vom Militär geschützt. Als wir nach langen Begrüßungsreden schließlich im Auto saßen, drehte sich Mutter Teresa zu mir und sagte: „Father, look!“, und sie deutete auf die hintere Windschutzscheibe. Ich drehte mich um, und da stand in großen Buchstaben: „VVIP“ – „Weißt du, was das heißt?“ Ich sagte: „Ja.“ Schweigen. Nach einiger Zeit: „Father, was heißt das?“ Ich antwortete: „Very, very important person.“ Schweigen. „Father, wen meinen sie damit?“ Ich sagte: „Mutter Teresa, Sie und der Erzbischof sind gemeint.“ Wieder Schweigen. Nach einer Weile meinte sie: „Father, warum sagen Sie das?“ Und ich sagte: „Wegen Ihnen, wegen des Erzbischofs.“ Darauf sie: „Oh nein, weil

wir ihnen Christus bringen, deswegen sind wir VVIP.“ Die ganze Auto-Kolonne setzte sich mit großer Geschwindigkeit in Bewegung. Bei der Einfahrt von Madras konnte man auf der linken Seite einen großen Maharadscha-Palast sehen. Wunderschön dachte ich noch, den würde ich gerne von innen sehen. In dem Moment bogen die Militärautos an der Spitze der Kolonne nach links in das Portal des Palastes ein. Kaum sah Mutter Teresa, dass die Kolonne einzubiegen begann, fragte sie den Polizeipräsidenten, der vorne neben dem Chauffeur saß: „Wo fahren wir hin?“ Er erklärte: „Ach, Mutter Teresa, wissen Sie, das ist der Gouverneurspalast, und das wird nur ein Höflichkeitsbesuch für fünf Minuten.“ Mutter Teresa: „Aber das steht gar nicht auf dem Programm!“ Das Programm, das sie selbst erstellt hatte, bestand aus: Besuch im ersten Slum, Besuch im zweiten Slum, Besuch im dritten Slum. Der Polizeipräsident versuchte zu beschwichtigen: „Das stimmt, Mutter Teresa, aber es dauert nur fünf Minuten.“ Darauf Mutter Teresa: „Hat der Gouverneur in seinem Palast auch schon die Armen von Madras empfangen?“ Der Polizeipräsident, der mir schon leid tat, wusste nicht, was er sagen sollte. Schließlich erklärt er: „Nein, das hat er noch nicht, aber das wird er sicherlich tun.“ Darauf Mutter Teresa: „Okay, I come, when they come.“ (Ich komme, wenn sie kommen.) Alle Fahrzeuge mussten umdrehen und wir fuhren weiter. Ich dachte mir still, liebe Mutter Teresa, jetzt hast du dir einen Feind geschaffen. Den Gouverneur nicht zu besuchen, war ja wirklich ein Affront. Doch am nächsten Tag um acht Uhr früh läutete es an der Haustüre der Schwestern. Da stand der Gouverneur mit einer Polizeieskorte, mit seiner schönen Frau und seiner bildhübschen Tochter - alle in Weiß gekleidet mit wunderschönem Schmuck behängt. Mutter Teresa, sichtlich erfreut: „Das ist aber nett, dass Sie kommen,

aber wissen Sie, ich muss jetzt gleich hinausfahren zu dem neuen Haus für die Sterbenden, das wir gerade eröffnet haben. Wissen Sie was, Sie können mitkommen. Ja, wollen Sie mitkommen? Gut, also zwei Schwestern hier in dieses Polizeiauto, zwei Schwestern zum Gouverneur ins Auto, eine Schwester hier hinein.“ Das Haus muss ursprünglich eine Fabrikhalle gewesen sein, leer und ohne Fensterglas. Dort lagen ungefähr 40 der Ärmsten der Armen, Sterbende, auf dem Boden. Mutter Teresa nahm den Gouverneur bei der Hand und zog ihn in den Raum hinein, zusammen mit seiner Tochter und seiner Frau. „Gouverneur, das ist Ihre Stadt. Ist das nicht schrecklich?“ Und er sagte: „Ja, ja, wirklich furchtbar.“ - „Gouverneur, sehen Sie, die haben nicht einmal Strom für einen Ventilator. Können Sie nicht helfen?“ Der Gouverneur nickte. Darauf sagte Mutter Teresa zur nächststehenden Schwester: „Schwester, am Montag rufst Du den Gouverneur an! Er wird wegen des Stroms helfen.“ Dasselbe dann noch für Wasser und Kanalisation und zwar zu zwei anderen Schwestern. „Ihr ruft am Montag den Gouverneur an, er wird euch für Wasser und Kanalisation helfen.“ Es sind keine schönen Bilder, die sich in den Slums zeigen, aber es sind Bilder, die auf Millionen von Menschen zutreffen. Mutter Teresa sagt: „Die schrecklichste Art der Armut ist das Gefühl der Einsamkeit und das Gefühl, nicht geliebt zu sein.“ Daran knüpft sie gleich: „Die Armen müssen nicht nur materiell erlöst werden, sondern auch spirituell, denn Elend entfernt auch von Gott.“ Dabei hat Mutter Teresa sehr genau unterschieden zwischen Elend und Armut. Im Elend bin ich, wenn ich nicht ausreichend Nahrung habe, kein Dach über dem Kopf, keinen Schutz vor den Naturgewalten, wenn ich keine grundlegende medizinische Hilfe und keine Mindestbildung bekommen kann, wenn ich nicht frei bin

Gott zu kennen und zu lieben. Der große Unterschied ist: Armut kann ich in Würde leben, Elend nicht. Die besondere Berufung von Mutter Teresa galt „the poorest of the poor“ (den Ärmsten der Armen). Nur ihnen. Gab es irgendeine andere Institution, die sich kümmern konnte, wie etwa die Caritas oder das Rote Kreuz, dann war Mutter Teresa schon wieder frei für andere ihrer Ärmsten. Nur für diese Ärmsten der Armen hat Mutter Teresa das Haus für die Sterbenden gegründet. Das war ein Haus, mit dem sie wirklich nur versucht hat, das tiefste Elend abzufangen – es war kein Spital, ähnlich dem Bild, das Papst Franziskus in einer seiner Predigten für die Kirche verwendete: „Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen schwer Verwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen“. Im Haus für die Sterbenden versuchte Mutter Teresa, den Ärmsten der Armen die Wunden der Ausgrenztheit und des Vergessenseins zu heilen. Letztlich haben sich viele Sterbende wieder erholt, weil sie etwas zu essen bekamen und gewaschen wurden. Das aber war nicht das erste Ziel. Das Ziel war, sie zu lieben, ganz gleich ob sie sterben oder leben. Und wenn sie sterben, dann sollten sie geliebt und umsorgt sterben – würdig wie ein Kind Gottes. So muss man die Einrichtungen von Mutter Teresa und ihr ganzes Wirken wirklich als erste Notmaßnahme sehen. Als erste Maßnahme dessen, der den Mut hat, die Ärmsten wahrzunehmen, ihnen in die Augen zu schauen und sich ihnen zuzuwenden. Die Schwestern sind nur die äußerste Feuerpolizei. Das Verhältnis ihres Tuns zu anderen sozialen Hilfseinrichtungen oder politisch wirkenden Gruppen hat Mutter Teresa so gesehen: „Was du tust, das kann ich nicht tun. Und was ich tue, das kannst du nicht tun, aber zusammen können wir etwas Schönes für Gott tun.“ Ich glaube, sie

ist wirklich eine lebende Ikone dessen, woran uns Papst Franziskus erinnert: „dass die Barmherzigkeit ihnen [den Armen] gegenüber der Schlüssel zum Himmel ist“ (EG 197). Auf einem Foto, das ein Hindu-Photograph im Haus für die Sterbenden machte, sieht man eine junge Schwester, die sich über einen ausgemergelten Körper beugt und ihn wäscht. Dahinter steht ein Schriftzug an der Wand: „The body of Christ“ (Der Leib Christi). Mutter Teresa hat uns da etwas vor Augen geführt, was wir sonst leicht übersehen: das Elend entfremdet den Menschen auch von Gott. Der schreckliche Überlebenskampf lässt den Armen nur noch sich selbst sehen. Wenn jemand elend und am Verhungern ist, dann wird für ihn die Nahrungssuche das Wichtigste. Es verschwinden für ihn die Wahrnehmung, das Verständnis, die Sicht auf seine Umgebung. Es verschwindet in ihm auch die Sicht Gottes, den er nicht mehr als den zärtlich liebenden Gott wahrnehmen kann. „Wir müssen die Ärmsten nicht nur in ihrem Leib erlösen, sondern auch in ihrer Seele“, meinte Mutter Teresa. Sie hat selbst alle ihre Leiden, ihre Opfer, ihre Krankheiten für die Erlösung der Armen aufgeopfert. Christus muss auch im geschundenen Leib des Ärmsten wieder gegenwärtig gesetzt werden, wie er in der eucharistischen Wandlung in Brot und Wein durch den Priester gegenwärtig gesetzt wird. Das beschriebene Foto zeigt, wie die Schwester durch ihren liebevollen Dienst Christus gegenwärtig macht. Deshalb war es auch für Mutter Teresa nicht wichtig, wieviel wir tun, sondern mit wieviel Liebe wir etwas tun. Sie meinte: „Gott wird uns eines Tages nicht danach fragen, wie viele große Taten wir in unserem Leben vollbracht haben. Er wird uns vielmehr fragen, wieviel Liebe wir in unser Tun hineingelegt haben.“ Durch die Augen der Ärmsten blickt uns Jesus an und bittet um Liebe, aber durch uns blickt er auch die Armen,

unsere Brüder und Schwestern, liebevoll an - wenn wir es
ihm erlauben

Predigten

Die ersten Worte Jesu

Predigt zum Abschluss der 22. Theologischen
Sommerakademie

Bischof Vitus Huonder

Brüder und Schwestern im Herrn,
wir sind uns der Bedeutung des eben gelesenen Evangeliums viel zu wenig bewusst. Es ist nämlich mehr als eine Teenager-Geschichte, wie heutzutage gelegentlich erklärt wird. Es ist auch kein Midrasch (erbauliche rabbinische Erklärung der heiligen Schrift) oder eine mit einem Midrasch zu vergleichende Geschichte, wenn unter Midrasch eine literarische Gattung verstanden werden sollte, die der Historizität entbehrt.

Wir finden in dieser Perikope die ersten Worte Jesu innerhalb der Lebensbeschreibung, welche wir dem heiligen Lukas verdanken. Denn die Evangelien sind echte Beschreibungen des Lebens unseres Herrn.

„Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ Das sind die ersten uns überlieferten Worte Jesu. Lukas berichtet sie uns. Doch, wir dürfen noch weiter gehen: Das sind die ersten Worte Jesu überhaupt. Denn wir stellen fest, dass kein anderer Evangelist Worte Jesu mitteilt, welche auf ein früheres Alter oder auf dasselbe Alter des Herrn zurück

gingen. Die ersten Worte Jesu bei den anderen Evangelisten sind Worte bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen, also Worte eines etwa dreißigjährigen Mannes. Hier sind es Worte eines Zwölfjährigen. Allein dieser Umstand muss unsere ganze Aufmerksamkeit auf dieses Evangelium lenken, und eben auf diese Worte. Wir müssen sie tief in unser Herz aufnehmen.

Die ersten Worte Jesu machen uns auf die Herkunft Jesu aufmerksam. Sie sind eine Offenbarung im wahren Sinne. Sie offenbaren uns, wer Jesus ist, wer Jesus wirklich ist: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ Jesus spricht vom Vater. Der Zusammenhang lässt uns erkennen, dass er von Gott, vom Vater im Himmel, spricht. Denn der Tempel, wo Jesus sich aufhält und wo Maria, seine Mutter, und Josef, sein Pflegevater, ihn finden, ist das Haus Gottes, der Ort, an dem Gott wohnt: „Herr, ich liebe den Ort, wo dein Tempel steht; die Stätte, wo deine Herrlichkeit wohnt“ (Ps 26,8), betet der Psalmist, und er kann sich dabei auf die Worte der heiligen Schrift aus 2 Chr 7,16 berufen: „Ich habe jetzt dieses Haus erwählt und geheiligt, damit mein Name ewig hier sei. Meine Augen und mein Herz werden allezeit hier weilen“ (2 Chr 7,16).

„Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ Mit diesen Worten offenbart sich Jesus als Sohn Gottes, als der Sohn Gottes, als Sohn Gottes dem Wesen und nicht nur dem Vergleiche (im übertragenen Sinne) nach. Die Kirche wird diese Wahrheit später, im sogenannten Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel so ausdrücken: „Ich glaube an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater.“

Der Ursprung dieses Bekenntnisses ist die Offenbarung unseres Herrn selber. Am Anfang dieser Offenbarung steht das Wort des zwölfjährigen Jesus: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört.“ Damit bestätigt Jesus, was der Engel der Jungfrau darlegte – wir befinden uns ja in demselben Lukasevangelium: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch der (von dir) Geborene heilig genannt werden, (der) Sohn Gottes“ (Lk 1,35). Mit dem Ausdruck Sohn Gottes meint Lukas nicht nur einen Titel, eine Umschreibung, einen Künstlernamen, sondern das Wesen des angekündigten neugeborenen Menschen. Denn später berichtet er: „Jesus war etwa dreißig Jahre alt, als er zum ersten Mal öffentlich auftrat. Man hielt ihn für den Sohn des Josef“ (Lk 3,23). Damit macht uns Lukas ein weiteres Mal darauf aufmerksam, dass Jesus nicht der Sohn Josefs ist, sondern der Sohn Gottes; dass Josef sein Pflegevater ist, und dass die Herkunft Jesu eine andere ist. Er ist nicht aus dem Willen des Mannes geboren, würde Johannes sagen (vgl. Joh 1,13).

Mit seinen Worten: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört“, offenbart uns der jugendliche Jesus eine zweite bedeutende Wahrheit: Der Tempel ist Besitz, ist Eigentum des Vaters, des himmlischen Vaters. Deshalb ist er hier zu finden. Jesus sucht den Vater im Tempel, am heiligen Ort, und er wird sich zu einem späteren Zeitpunkt für die Reinheit dieses Hauses einsetzen und die Händler mit den Worten aus dem heiligen Bereich hinaustreiben: „In der Schrift steht: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein. Ihr aber habt daraus eine Räuberhöhle gemacht“ (Lk 19,46).

Heute würde Jesus jede Kirche, jede geweihte Kirche, jeden Kirchenbau Besitz und Eigentum des Vaters nennen und

daher erwarten, dass aus einer Kirche keine Räuberhöhle gemacht wird. Die Kirche ist Haus des Gebetes und muss als Haus des Gebetes in Ehren gehalten werden. Wir müssen der Kirche wiederum diesen ehrwürdigen Platz zurück geben, da in den vergangenen fünfzig Jahren der Kirchenraum leider nicht selten zu einem Unterhaltungsraum geworden ist. Mit anderen Worten: Wir müssen in der Kirche wiederum das Antlitz Gottes suchen (vgl. Ps 27,8), das Antlitz unseres Herrn im allerheiligsten Sakrament, damit sie wirklich Ort der Begegnung zwischen Gott und Mensch, zwischen Jesus und Gläubigen ist, und auch wir den Menschen – und dies durchaus im Sinne der Neuen Evangelisierung – in Anlehnung an die Worten des Herrn sagen können: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört.“

Das Evangelium stößt uns an, den Besitz Gottes, sein Eigentum noch anderswo zu suchen, nämlich dort, wo die Kirche ihren Anfang genommen hat, und das ist im Herzen der Gottesmutter Maria. Wir feiern die Motivmesse zu Ehren ihres Unbefleckten Herzens. In diesem Herzen hat der Vater durch das Wirken des Heiligen Geistes seinem Sohn die menschliche Natur geschenkt. Immer und immer wieder nahen wir uns diesem heiligen „Ort“ der Menschwerdung unseres Erlösers. Immer und immer wieder blicken wir auf Maria, welche zur Wohnung unseres Herrn auserkoren wurde. Und schauen wir auf Maria, entdecken wir auch das Antlitz des Herrn und dürfen mit Recht sagen: Dein Antlitz suche ich, o Herr, (Ps 27,8), dein Antlitz welches Du in der Gottesmutter ausgeprägt hast. Und sollte uns jemand fragen, warum wir eine so große Verehrung für die Gottesmutter haben, dann antworten wir – und dies sicher im Sinne ihres Sohnes – : „Wusstet ihr nicht, dass wir in dem sein müssen, was unserem himmlischen Vater gehört?“ Denn Maria ist der Tempel, der

ganz Christus geweiht ist und in dem wir den Sohn des Vaters finden. So gehört Maria ganz dem himmlischen Vater. Dabei bedenken wir nochmals die Worte des Psalmisten, diesmal mit Blick auf die selige Jungfrau: „Herr, ich liebe den Ort, wo dein Tempel steht; die Stätte, wo deine Herrlichkeit wohnt“ (Ps 26,8). Denn Maria ist der Tempel des Neuen Bundes, die Stätte, wo der Herr zur Zeit der Erfüllung seine Herrlichkeit wohnen ließ und immer noch wohnen lässt, ohne die es nicht denkbar wäre, dass einerseits die heilige Taufe einen jeden Menschen Tempel Gottes und Wohnstätte seiner Herrlichkeit werden lässt, und dass andererseits jede Kirche Ort sein soll, wo wir IHN im Geist und in der Wahrheit anbeten dürfen (vgl. Joh 4,23). Amen.

Dein Antlitz suche ich, o Herr

Predigt zur Eröffnung
der 22. Theologischen Sommerakademie

Anton Ziegenaus

Der Mensch spürt seine Vergänglichkeit und Veränderlichkeit. Er sucht Halt. Diesen kann er nicht in der vergänglichen Welt finden, sondern nur bei Gott, dem Ursprung und Ziel alles Geschaffenen. So lange er ihn nicht findet, bleibt er unruhig. Zu den häufigen Formeln der Psalmen gehört „das Suchen des Antlitzes Gottes“: „Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir. Weis deinen Knecht nicht ab im Zorn.“ Gott möge das laute Rufen des Menschen hören und ihn erhören. Dieses Rufen und Suchen hat Gott in des Menschen Herz gelegt: „Dir selber spricht mein Herz es nach: ‚Sucht mein Angesicht‘. Ja, ich suche Herr Dein Angesicht“ (vgl. Ps 26,7ff). Wenn der Herr jedoch sein Antlitz verbirgt, ist der Mensch „erschüttert“ (vgl. Ps 30,8). Und der Gläubige betet: „Lass über deinem Knecht dein Antlitz leuchten, rette mich durch deine Huld“ (Ps 31,17). Der Mensch, sucht den Herrn“; er erhört ihn und der Mensch wird frei von all seinen Ängsten. „Blickt auf ihn und euer Antlitz wird leuchten“ (Ps 34,6). „Warum verbirgst du dein Antlitz, denkst nicht an unsere Not?“ fragt

der Bedrängte (Ps 44,25). „Verwirf mich nicht vor deinem Angesicht“ betet der Sünder (Ps 51,13). Und im Ps 67 heißt es: „Gott sei uns gnädig und segne uns. Er lasse uns sein Antlitz leuchten.“ „Die Gerechten freuen sich und jubeln vor dem Angesicht Gottes; sie jauchzen vor Freude“ (Ps 68,4). „Lass deinem Knecht dein Antlitz leuchten und lehre mich deine Satzungen“, betet der Verfasser von Ps 119 (V 135).

Analysieren wir nun diese Texte und fassen ihre Aussagen zusammen: Das Wort Antlitz steht für Gott selbst, ihn will der Mensch suchen und sehen, er möge sich zeigen. Umgekehrt ist es der Schaden schlechthin, wenn Gott sein Angesicht verbirgt und wegen einer Sünde dem Menschen zürnt. Wenn Gott sein Angesicht über uns leuchten lässt, segnet er uns und ist uns gnädig.

Dieses Aufleuchten des Antlitzes und dieser Segen hat sich zu einem Grußwort entwickelt. So heißt es im Buch Ruth (2,4f): „Boas kam von Betlehem her und sprach zu den Schnittern: ‚Der Herr sei mit euch!‘ Diese erwiderten ihm: ‚Der Herr segne dich‘.“ Wenn wir jemand grüßen, wünschen wir ihm die Nähe und den Segen Gottes, sein Antlitz möge über ihn leuchten. Der Erzengel Gabriel hat mit dem Gruß: „Der Herr ist mit dir“ die einmalige Nähe des Gottessohnes angekündigt, und wir Katholiken wiederholen dieses Wort, wenn wir täglich dreimal den „Englischen Gruß“ beten.

In unsere Alltagssprache und unsere Umgangsformen sind diese biblischen Ursprünge eingegangen „God bless you“ sagen oft die Amerikaner. Und wenn Menschen verfeindet sind und sich hassen, kann es vorkommen, dass einer sagt: Den schau ich nicht mehr an; das heißt doch umgekehrt, ihm das Angesicht zuwenden, bedeutet: ihm wohl gesonnen zu sein. Begrüßung und Abschied besagen in unseren Sprachen Zuspruch des Segens und der Nähe und des Angesichts

Gottes. So im portugiesischen Adeus oder im spanischen Adios. Im Deutschen ist das französische Adieu bekannt. Sogar im Bayernhymnus heißt es: Gott mit dir, du Land der Bayern.

Auch unser Grüß Gott ist ein verkürzter Wunsch, Grüß dich Gott, Gott möge dich grüßen, er möge bei dir sein, dich segnen, wenn du kommst – Grüß Gott – und wenn du gehst: Behüt' dich Gott.

Liebe Schwestern und Brüder! Unsere Grußformeln sind tief und ausdrucksreich. Auch bei einer nur flüchtigen Begegnung wünschen wir einander Tiefes und Letztgültiges. Findet sich davon etwas beim üblichen Hallo? Gebrauchen wir es nicht, denn es ist ein inhaltsleeres Wort, das mehr unsere Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit offenbart: Man will nur etwas sagen, auch wenn es nichts besagt.

Begegnen wir einander als Menschen und als Christen auf unserem Lebensweg nicht gedankenlos, sondern wünschen wir uns das Höchste und Tiefste: Dass Gottes Antlitz jetzt und immer und in Ewigkeit über uns leuchten möge. Wir sind Menschen, die auf ihrem Weg um ihr Woher und ihr Wohin wissen und sollen das auch dem Nächsten wünschen.

Wo die Not am größten ist

Predigt zum Herz-Jesu-Freitag

Anton Ziegenaus

Die Psalmen können wir oft nur dann richtig verstehen, wenn das Geschehen auf Jesus Christus bezogen wird. Dieser Bezug zeigt sich auch im Ps 68, dessen V 21 einen Wesensgedanken der Herz-Jesu-Frömmigkeit zum Ausdruck bringt: „Nur Schmähung und Leid hat mein Herz zu erwarten. Da schau ich aus, ob einer Mitleid mit mir habe – niemand kommt. Einen Tröster such ich – keinen find ich.“ Im Anschluss heißt es: Sie gaben in mein Essen Galle und in meinem Durst tränkten sie mich mit Essig.

Wir stellen uns also Jesus auf dem Kreuzweg oder vor der Kreuzigung vor, wie er ausschaut, ob einer Mitleid mit ihm hätte. Er schaut auch uns an, ob wir sein Leiden erkennen und uns zu ihm bekennen, ob wir seine Liebe erwidern, denn Liebe sucht Gemeinschaft, sucht Gegenliebe. Liebe kann nicht in der Einbahnstraße geübt werden. Mitgehen mit ihm in Liebe und Leiden heißt mitsühnen.

Von solchen Gestalten, die mitgegangen sind, mitgesühnt haben, hörten wir in diesen Tagen: Von Anna Schäffer oder Therese von Konnersreuth.

Von Theodor Adorno, einem Philosophen der sog. Frankfurter Schule, stammt die Frage mit einem anklagenden, vorwurfsvollen Unterton: Kann man nach Auschwitz noch

beten? Sie meint: Kann man noch lobend, dankend die Hände zu einem Gott erheben, der Auschwitz zugelassen hat, statt mit einem Blitz dazwischenzufahren? Wo war Gott in Auschwitz? wird dann hochnäsiger gefragt.

Zu solchen Totalanklagen sei gesagt: Einmal wurde in Auschwitz und gerade in Auschwitz viel gebetet. Nur stolze Verblendung meint, der Mensch könne selbst alle Probleme lösen und brauche Gott nicht. Ferner war Gott sehr wohl in Auschwitz. Er hat Edith Stein dazu befähigt, ja zu sagen in Liebe zu ihm, das Leben als Sühne anzubieten. Schließlich gab er Maximilian Kolbe die Kraft und den Mut, für einen Familienvater freiwillig in den Hungerbunker zu gehen. Kolbe hat in der Hölle von Auschwitz die Gnade bekommen, damit ein Zeichen der Liebe und der Hoffnung aufzurichten. Ein Mensch an sich wäre dazu nicht in der Lage. Man sagt, als die Tat Kolbes im Lager bekannt wurde, der im Hungerbunker noch österliche Lieder gesungen hat, habe das Lager bei den Insassen seinen Schrecken verloren. Gott war auch in Auschwitz!

Wenn man das Konzentrationslager Dachau durchgeht und alle Quälereien sich durch den Kopf gehen lässt, was soll man dazu sagen? Nur mit den Achseln zucken? Nur sagen: So kann der Mensch sein, denn – wie über dem Eingang eines KZs steht – Menschen haben das Menschen angetan. Der Mensch wird sprachlos. Wenn er dann in Dachau weitergeht, entdeckt er ein Karmelitinnenkloster. Gebet und Sühne sind wohl in der liebenden Nachfolge Jesu die einleuchtende Reaktion auf eine Schuld, die nie gutgeheißener und von Menschen allein nie gesühnt werden kann. Wir verstehen, wenn die Beter es wenigstens versuchen. Sie sind die Tröster, nach denen Jesus ausschaut.

Referenten

Bischof Vitus Huonder, Chur

- Geboren: 21. April 1942
- Priesterweihe: 25. September 1971
- Vom Domkapitel zum Bischof von Chur gewählt: 6. Juli 2007
- Ernennung zum Bischof von Chur durch Papst Benedikt XVI.: 8. Juli 2007
- Bischofsweihe: 8. September 2007 in der Klosterkirche Einsiedeln
- Amtsübernahme: 16. September 2007



„Die Kirche ist Haus des Gebetes und muss als Haus des Gebetes in Ehren gehalten werden. Wir müssen der Kirche wiederum diesen ehrwürdigen Platz zurück geben, da in den vergangenen fünfzig Jahren der Kirchenraum leider nicht selten zu einem Unterhaltungsraum geworden ist.“

Pfarrer Winfried Abel vollendete am 5. Februar 2014 sein 75. Lebensjahr. Geboren 1939 in Fulda, absolvierte er seine Gymnasialzeit am Domgymnasium Fulda, in Waterleyde (Holland) und am Gymnasium Hadamar. Nach dem Abitur 1958 trat Abel ins Fuldaer Priesterseminar ein und studierte in Fulda und am Kenrick-Seminary zu St. Louis (USA) Philosophie und Theologie. Am 21. März 1964 empfing er im Fuldaer Dom die Priesterweihe durch Bischof Adolf Bolte. Danach war Abel Kaplan in Somborn, 1966 Domkaplan in Fulda; von 1970 an 13 Jahre an den Justizvollzugsanstalten in Kassel und bischöflicher Beauftragter für die Seelsorge an Strafgefangenen in der Diözese. Ab 1983 war Pfarrer Abel geistlicher Leiter des Franziskushofes und ab 1986 leitete er dann das „Haus Immanuel“ in Fulda. Seit 1. Oktober 1989 war Winfried Abel Pfarrer der Pfarrei St. Andreas in Fulda-Neuenberg. Von 2003 bis 2007 war er Dechant des damaligen Dekanates Fulda. Pfarrer Abel ist bekannt durch die „Alpha-Kurse“ zur Glaubensvermittlung und ist auch literarisch engagiert als Autor der Reihe „Sonntagsgedanken“ in der Fuldaer Zeitung und des Festspiels aus Anlass des 1250. Jubiläums des Martyriums des heiligen Bonifatius „Bonifatius lebt“. Pfarrer Abel spricht in Radio Horeb, bei EWTN und KTV. Er ist ein beliebter Referent und Seelsorger beim Forum Deutscher Katholiken.



„Die Offenbarung Gottes geschieht also nicht durch Buchstaben oder Philosophien sondern in der Form der Inkarnation: Gott wird sinnhaft erfahrbar. Das Christentum ist keine Buchreligion sondern der Glaube an „Christus im Fleisch“, ein beständiges Hier und Heute, verbürgt durch die sichtbare Kirche.“



Prälater Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus studierte Theologie, Philosophie und Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1963 empfing er die Priesterweihe. Im selben Jahr wurde er bei Alois Dempf mit der Arbeit *Das Menschenbild des Theodor von Mopsuestia* zum Dr. phil promoviert, 1972 folgte die Promotion bei Leo Scheffczyk zum Dr. theol. mit der Arbeit „Die trinitarische Ausprägung der göttlichen Seinsfülle nach Marius Victorinus“. An der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg habilitierte er sich mit einer Schrift zur Theologie der Buße für das Fach Dogmatik. 1977 erhielt er einen Ruf an den Lehrstuhl für Dogmatik an der Universität Augsburg. Er hatte Gastprofessuren an der Universidad de Navarra in Pamplona und Päpstlichen Universität vom Heiligen Kreuz (Pontificia Università della Santa Croce) in Rom inne. 2004 wurde er emeritiert. Er ist wissenschaftlicher Leiter und Moderator der Theologischen Sommerakademie in Augsburg und Referent beim Kongress „Freude am Glauben“. Verantwortlich wirkt er an der Theol. Sommerakademie in Aigen mit. Er doziert an der Gustav-Siewerth-Akademie in Bierbrunn. International bekannt wurde Anton Ziegenaus mit dem achtbändigen Werk „Katholische Dogmatik“, das er zusammen mit dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk verfasste. Anton Ziegenaus hat zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten publiziert. Er ist seit 1991 Mitherausgeber der Zeitschrift *Forum Katholische Theologie*. Ziegenaus war bis 2005 Vorsitzender der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie und Herausgeber der Buchreihe *Mariologische Studien*. Er wirkt als Krankenhausseelsorger in Bobingen. „Jeder Mensch ist etwas Einmaliges, aber trotzdem erschließt sich die Gestalt einer Persönlichkeit auch dadurch, dass man die Menschen betrachtet, die auf sie starken Einfluss ausgeübt haben.“



Dr. Maria Hildegard Brem OCist studierte Mathematik, Philosophie und Theologie. Mutter Hildegard unterrichtete an mehreren höheren Schulen in Wien und Hollabrunn, bevor sie 1977 in die Zisterzienserinnenabtei Mariastern-Gwiggan eingetreten ist. Seit 2005 ist sie vom Konvent zur Äbtissin gewählt worden. Die Äbtissin Maria Hildegard Brem ist gebürtige Wienerin. Veröffentlichungen: *In der Freude der Liebe: Gianna Beretta Molla*; *Maria Roggendorf: Sal terrae*. „Wenn die Stunde dafür gekommen ist, kann Gott in unser Leben eingreifen und in einem einzigen Augenblick etwas schenken und wirken, was wir nie selbst hätten schaffen können. Seine erlösende Liebe ist im geistlichen Leben immer etwas, was uns zuvorkommt, überrascht und beschenkt und dadurch zur Antwort der Liebe, des Dankes und des Lobpreises befähigt.“

Prof. Dr. theol. habil. Josef Kreiml M.A. (geb. 1958 in Wolkering, Landkreis Regensburg) ist Priester der Diözese Regensburg und seit 2003 Professor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten. Außerdem ist er Diözesanrichter am Diözesangericht St. Pölten, Seelsorger in einer Pfarrei, Mitglied des Priesterrates der Diözese St. Pölten, Referent in der Priesterfortbildung und Ritter des Ordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem. Josef Kreiml studierte ab 1977 Theologie an



der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Regensburg, an der Pontificia Universitas Gregoriana in Rom; das Diplom in Theologie erwarb er 1982 in Regensburg. Anschließend studierte er Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München (1985 M.A.). 1989 promovierte Josef Kreiml an der Universität Regensburg zum Dr. theol., wurde 1990 zum Priester geweiht und war dann er in der Seelsorge tätig. 2001 erfolgte die Habilitation an der LMU im Fach „Dogmatik“ bei Prof. Dr. Gerhard Ludwig Müller, dem jetzigen Kardinal und Präfekten der Glaubenskongregation. Er lehrt Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie an der Phil.-Theol. Hochschule St. Pölten, wo er auch das Amt des Rektors inne hatte und ds Amt des Prorektors gegenwärtig ausübt.. Seine wissenschaftliche Forschung zur zeitgenössischen Philosophie und Theologie findet ihren Niederschlag in zahlreichen Veröffentlichungen. Sein neuestes Buch heißt: Die Rolle der Frau in der Kirche, Media Maria Verlag Illertissen 2014.

<http://www.pth-stpoelten.at/dr-theol-habil-dipl-theol-josef-kreiml-m-phil>

P. Georg Gantioler FSO wurde 1965 in Innsbruck geboren und absolvierte nach der Pflichtschule eine Buchbinderlehre. Anschließend besuchte er das Aufbaugymnasium in Horn in Niederösterreich und trat nach dem Abitur 1989 in die Geistliche Familie „Das Werk“ ein. Sein Theologiestudium schloss er 1995 an der Universität Innsbruck ab (mit Schwerpunkt NT-Exegese). Nach einem Pastoraljahr wurde er am Herz Jesu Fest 1996 in Feldkirch zum Priester geweiht. Es folgten vier Kaplanjahre in Hohenems, ein Jahr Mithilfe im Ausbildungshaus der Gemeinschaft in Rom und fünf Jahre als Pfarrer in Feldkirch-Gisingen. 2006 wurde er Regionalverantwortlicher der Priestergemeinschaft des „Werkes“ in Österreich und Süddeutschland. Seit April 2014 ist er gewählter Vorsitzender der Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften in der Diözese Feldkirch.





Michael Hesemann verbrachte seine Kindheit und Jugend in Neuss, wo er 1983 am Alexander-von-Humboldt-Gymnasium das Abitur machte. Er studierte Geschichte, Kulturanthropologie, Literaturwissenschaften und Journalistik an der Universität Göttingen und lebt heute in Düsseldorf und Rom, wo er als Vatikanjournalist tätig ist. Seine 38 Bücher erschienen in 14 Sprachen in einer Weltauflage von etwa 2 Millionen Exemplaren. Seit 2008 vertritt Hesemann die amerikanische „Pave the Way“-Stiftung, für die er als Historiker tätig ist. Zudem ist er Referent für kirchengeschichtliche Themen für die Bildungswerke mehrerer katholischer

Bistümer und Erzbistümer und Dozent an der katholischen Gustav-Siewerth-Akademie. Hesemann tritt regelmäßig als Experte für Kirchengeschichte und christliche Archäologie in katholischen TV-Sendern wie K-TV und EWTN auf. Er ist Gründungsmitglied der Initiative Deutschland pro Papa, die sich für Papst Benedikt XVI. einsetzte.

1998 untersuchte er die Reliquie der Kreuzesinschrift Jesu, die in der römischen Basilika Santa Croce in Jerusalem verehrt wird. Zwei Jahre später erschien dazu sein Buch „Die Jesus-Tafel“. Er befasste sich mit dem „Santo Caliz“ („Heiligen Kelch“) von Valencia, der vom 11. bis ins 14. Jahrhundert in dem Pyrenäenklaster von San Juan de la Peña als Reliquie des Abendmahlskelches Jesu Christi verehrt wurde. Er forschte über das Grabtuch von Turin, den Volto Santo von Manoppello und das Mandylion von Rom. Hesemann belegt mit einem Dokument aus dem Archiv der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell’Anima, dass die Deportation der römischen Juden durch die SS am 16. Oktober 1943 auf Intervention von Papst Pius XII. hin gestoppt wurde; die rund 7000 geretteten Juden wurden daraufhin in römischen Klöstern und in Einrichtungen des Vatikans versteckt.

Neueste Bücher: Jesus in Ägypten. Das Geheimnis der Kopten, Herbig-Verlag, München 2012, ISBN 978-3-7766-2697-1.

Papst Franziskus. Das Vermächtnis Benedikts XVI. und die Zukunft der Kirche, München 2013, ISBN 978-3-7766-2724-4.

Völkermord an den Armeniern. Mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem päpstlichen Geheimarchiv über das größte Verbrechen des Ersten Weltkriegs, Herbig-Verlag, München 2015, ISBN 978-3-7766-2755-8

<http://www.michaelhesemann.info/>

Prof. Dr. Wolfgang Vogl geb. am 22. Juni 1966 in Straubing, 1986 Abitur am Anton-Bruckner-Gymnasium in Straubing, 1986-1988: Theologiestudium (Vordiplom) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg, 1988-1991 Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 1988-1991 Theologiestudium (Baccellierato) an der Facoltà di Teologia der Pontificia Università Gregoriana in Rom, 1991-1992 Pastoralkurs im Bistum Regensburg, 10. Oktober 1992 Priesterweihe in Sant' Ignazio in Rom, 1992-1994 Studium der Kirchengeschichte (Licenza) an der Facoltà di Storia



Ecclesiastica der Pontificia Università Gregoriana in Rom, 1994-1997 Kaplan an St. Anton in Regensburg, 1997-2000 Studium der Spirituellen Theologie (Licenza complementare und Promotion) am Institutum Spiritualitatis der Pontificia Università Gregoriana in Rom, 2000-2005 Direktor der Diözesanstelle „Berufe der Kirche“ und des Päpstlichen Werkes für Geistliche Berufe sowie Bischöflicher Beauftragter für die Spätberufenen in der Diözese Regensburg und Pfarrvikar an St. Anton in Regensburg, 2003-2005 Domvikar in Regensburg, 2004-2005 Leiter des Exerzitiensekretariates des Bistums Regensburg, 2005-2013 Pfarradministrator in Konnersreuth, 2006 Bischöflicher Beauftragter für die Kandidatinnen zur Jungfrauenweihe im Bistum Regensburg, 2006 Dozent für Kunstgeschichte am Bischöflichen Studium Rudolphinum in Regensburg, 2007 Mitglied der Historischen Kommission zur Seligsprechung der Dienerin Gottes Therese Neumann, 2008-2012 Habilitation in Mittlerer und Neuerer Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg.

2009 Dozent für Kirchengeschichte am Bischöflichen Studium Rudolphinum in Regensburg, 2011 Berufung als Juniorprofessor für Theologie des geistlichen Lebens an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg, 2011 Mitglied der „Arbeitsgemeinschaft Theologie der Spiritualität“ (AGTS), seit 2013 Pfarrvikar in der Pfarreiengemeinschaft Pfförring-Oberdolling-Lobsing. Werke: Die geschichtliche Entwicklung der vita activa und vita contemplativa von den Ursprüngen in der griechischen Philosophie bis zum Ausgang der christlichen Väterzeit, Rom 1998 [masch. Dissertatio ad licentiam am Istituto di Spiritualità der Pontificia Università Gregoriana in Rom].

Der bayerische Episkopat zwischen Selbstbestimmung und Staatskirchentum. Zum Verhältnis von Staat und Kirche auf den bayerischen Bischofskonferenzen 1850–1918, Regensburg 2010 [masch. Habilitationsschrift].

Karolina Weiß (1914–1930). Ein Beitrag zur Erforschung der „Konnersreuther Spiritualität“ [in Vorbereitung].



Dr. Christian Schulz, geb. 1969 in Oberhausen; nach der allgemeinen Hochschulreife 1989 Studium der Theologie 1989-1991 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, 1991 – 1992 Universität Salzburg; 1992 – 1994 Wilhelms-Universität Münster; 2008 Promotion (summa cum laude) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg in Moralthologie bei Prof. Dr. Joachim Piegsa: Dissertation: „Die Enzyklika ‚Humanae vitae‘ im Lichte von ‚Veritatis splendor‘. Verantwortliche Elternschaft als Anwendungsfall der Grundlagen der katholischen Morallehre“; gegenwärtig

Habilitationsprojekt an der Theologischen Fakultät in Lugano; 1997 Priesterweihe in der Diözese Feldkirch; 1997 – 2001 Kaplan in Lustenau-Rheindorf/A; 2001 – 2009 Pfarrer in Bartholomäberg, Innerberg und St. Anton im Montafon/A; 2009 Freistellung zum Dienst in der Diözese Regensburg, Pfarradministrator in der Pfarrei Mariä Himmelfahrt/Oberglaim; 2013 Pfarrer in St. Jakobus/Hahnbach mit Frohnbergwallfahrt.



Monsignore Dr. Leo-M. Maasburg, bekannt als Father Leo, wurde 1948 in Graz geboren. Er studierte Jura, Politik, Theologie, Missiologie und Kirchenrecht in Innsbruck, Oxford und Rom. Nach einem Schweigemonat in einem Wüstenkloster wurde er 1982 in Fatima (Portugal) zum Priester geweiht.

Nach seiner Priesterweihe erhielt Maasburg den Auftrag zur Mitarbeit an der Evangelisation des ehemaligen Sowjetimperiums. Für mehrere Jahre begleitete er Mutter Teresa von Kalkutta auf ihren internationalen Reisen und stand ihr als Beichtvater zur Verfügung. Als Mutter Teresa 1988 ihre ersten Niederlassungen in der Sowjetunion (Moskau und Armenien) errichtete, betreute Father Leo diese als erster von den Sowjetbehörden anerkannter katholischer Priester. Von 1991 bis 1994 arbeitete Maasburg als Assistent für den berühmten „Speckpater“ Werenfried van Straaten und dessen Werk „Kirche in Not/ Ostpriesterhilfe“. Anschließend baute er innerhalb von sieben Jahren zusammen mit dem italienischen Unternehmer Emanuele Ferrario den Sender „Radio Maria“ in 30 Ländern und vier Kontinenten auf. Im Rahmen der Seligsprechung von Mutter Teresa arbeitete Father Leo im Team des Postulators mit. Seit 2003 bei Missio in Österreich und seit Februar 2005 als deren Nationaldirektor sieht Maasburg seine Aufgabe im Verkündigungsauftrag Jesu: „Glaube, Wahrheit und Toleranz zu verbreiten“. Bekannt ist sein Buch „Mutter Teresa“, München 2010.

Der Fels – Katholische Monatsschrift

gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Herausgeber: Der Fels–Verein e. V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Bezugsadresse für den „Fels“:

Eichendorffstr. 17

D-86916 Kaufering

WEB-Adressen:

<http://www.der-fels.de/>

<http://forum-deutscher-katholiken.de/>

<http://www.ik-augsburg.de/>

<http://www.ik-augsburg.de/htm/sommerakademie.html>